

Prof. Dr. Julia Krönung, Christopher Julian Kern, Theresa Wortmann, Michael Braun

31481

Digitale Ethik

Leseprobe

Einheit 1

Motivation und Grundlagen

Fakultät für
**Wirtschafts-
wissenschaft**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	3
Abbildungsverzeichnis	4
Tabellenverzeichnis.....	5
1 Motivation.....	6
2 Lernziele.....	10
3 Einleitung	11
4 Normative Ethik.....	16
4.1 Tugendethik.....	17
4.2 Pflichtenethik	20
4.3 Gerechtigkeitsethik	23
4.4 Wertethik.....	26
4.5 Diskursethik.....	29
4.6 Utilitarismus	33
4.7 Ethischer Egoismus.....	35
5 Deskriptive Ethik.....	39
6 Metaethik.....	41
7 Angewandte Ethik.....	45
8 Einführung in das moralische und ethische Argumentieren	48
8.1 Moralisches Argumentieren	48
8.2 Ethisches Argumentieren.....	51
8.3 Anwendung ethischer, sowie moralischer Diskussion und Argumentation in der Praxis	
56	
9 Kontrollfragen	66
10 Literaturverzeichnis.....	49

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Entwicklung der Publikationen zum Thema Ethik in der Wirtschaftsinformatik – Kern et al. (2022) – Vortrag ICIS 2022 Kopenhagen	8
Abbildung 2: Übersicht über die Modulstruktur	9
Abbildung 3: Aristoteles – Begründer der Tugendethik – MidoSemsem – stock.adobe.com	17
Abbildung 4: Levi's – Vladimir Razgulyaev – stock.adobe.com	19
Abbildung 5: Immanuel Kant – orion_eff – stock.adobe.com	20
Abbildung 6: Justitia als Symbol für Gerechtigkeit – mik_photo – stock.adobe.com	23
Abbildung 7: Darstellung der vier Schritte des Harvard-Konzeptes nach Fischer und Ury (1991)	32
Abbildung 8: John Stuart Mill – Sergey Kohl – stock.adobe.com	33
Abbildung 9: Jeremy Bentham – Georgios Kollidas – stock.adobe.com	35
Abbildung 10: Das Trolley Problem – Oleksandr Pokusai – stock.adobe.com	38
Abbildung 11: Panorama der Georgetown University – Tim – stock.adobe.com (Wingfield & D, 2007)	48

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Pflichten nach Kant (Pleger, 2020) S. 119	21
Tabelle 2: Übersicht über die dargestellten ethischen Methoden (Pieper, 2017)	56
Tabelle 3: Beispielhafte Darstellung einer ethischen Folgerung (Raters, 2020)	58
Tabelle 4: Wie prüft man deskriptive Prämissen? (Raters, 2020)	58

1 Motivation

Digitale Technologien prägen heute nahezu alle Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens. Sie ermöglichen eine vereinfachte Kommunikation, steigern die Effizienz bei der Datenverarbeitung und eröffnen neue Räume für kreative Gestaltung. Doch mit diesen Chancen gehen auch erhebliche Risiken einher: Technologien lassen sich nicht nur für konstruktive Zwecke einsetzen, sondern ebenso leicht für problematische oder sogar schädliche Anwendungen missbrauchen. Ein besonders eindrückliches Beispiel hierfür sind sogenannte Deepfakes – täuschend echt wirkende Bild-, Audio- oder Videoaufnahmen, die mithilfe von Künstlicher Intelligenz (KI) manipuliert oder vollständig synthetisch erzeugt werden. Diese Inhalte können Personen Dinge sagen oder tun lassen, die sie in Wirklichkeit nie gesagt oder getan haben. Ursprünglich oft zu Unterhaltungszwecken erstellt, werden Deepfakes zunehmend auch für betrügerische Absichten eingesetzt, etwa bei Identitätsdiebstahl oder manipulierten Telefonanrufen (Thompson, 2023). Auch eine unkritische oder schlecht umgesetzte Integration digitaler Systeme in Organisationen kann zu problematischen Folgen führen. Auf diese ethischen Herausforderungen digitaler Technologien wird im weiteren Verlauf des Lehrbriefs noch ausführlicher eingegangen.

Digitale Systeme produzieren viel häufiger fehlerhafte Ergebnisse, als man gemeinhin annehmen würde. Im Regelfall wissen nur diejenigen, die ein System selbst entworfen und genauen Einblick in die Datenstrukturen, Datenflüsse und Dateneigenschaften haben, genau wie diese Systeme eigentlich Input in Output umwandeln. Aus diesen Gegebenheiten resultieren Fragen hinsichtlich der Konzeption und des Einsatzes dieser Systeme. Wie kann ein digitales System oder die Digitalisierung als solche einen menschenfreundlichen Fortschritt unterstützen? Wie können digitale Systeme entworfen werden, um positive menschliche Werte zu fördern? Wie können diese Systeme auf „richtige Weise“ eingesetzt werden? Und unterscheidet sich die private Nutzung von einer Nutzung im öffentlichen Sektor? (vgl. Spiekermann, 2019).

Der Begriff „Ethik“ selbst scheint zunächst nach moralischer Überlegenheit zu klingen und suggeriert, dass es eine Möglichkeit gibt „das Richtige“ zu wissen und danach „das Richtige zu tun“. Oft hört man bspw. im öffentlichen Diskurs vom „richtigen Umgang“ mit Technologien. Ethik, als Teilgebiet der Moralphilosophie, ist wichtig, um das Leben zu organisieren, und Hilfestellung und Orientierung zu geben. Ethik reflektiert über die in (digitalen) Gesellschaften vorhandenen Wertvorstellungen und Überzeugungen. Sie muss entsprechend argumentieren, warum ein bestimmter Wertmaßstab oder eine bestimmte Norm gelten soll und warum eine andere gerade nicht gelten sollte. Sie formuliert konsensfähige Kriterien und ethische Standards, die Handlungsorientierung bieten können. Ethik sucht begründete Antworten auf die Frage „was soll ich tun?“ und bezieht sich auf das Bewusstsein bzw. die Grundhaltung, die ein Mensch oder eine Gruppe von Personen gegenüber einem bestimmten Sachverhalt besitzt. Dadurch, dass eine Position zu einer fragwürdigen Handlung oder einem problematischen Phänomen einnimmt, beginnt man sich damit auseinander zu setzen und nach Lösungen für das Problem zu suchen (Grimm et al., 2019).

Digitale Ethik lässt sich aus verschiedenen theoretischen Perspektiven betrachten: Während Spiekermann et al. (2022) ihre ethischen Überlegungen vor allem auf Tugenden und Werte stützen, greifen Schlagwein et al. (2019) auf die Diskursethik zurück. Diese basiert auf der Idee, dass moralische Normen nur dann legitim sind, wenn sie im Rahmen eines herrschaftsfreien Diskurses von allen Betroffenen gemeinsam und gleichberechtigt ausgehandelt werden. Unabhängig davon, welche ethische Grundlage genutzt wird, ist es wichtig sich zu vergegenwärtigen, welche Aspekte der Digitalisierung die ethischen Probleme hervorrufen. Das Wissen um diese Aspekte erlaubt es, einen Startpunkt für die Bewertung und Analyse der (ethischen) Auswirkungen der respektiven Technologien mittels Betrachtung der sozialen und technischen Gegebenheiten zu definieren. Die Konzeption, die Design- und Entwicklungsprozesse sind für digitale Ethik von entscheidender Bedeutung. Je weiter verbreitet digitale Technologien sind, desto stärker verändern sie die soziale Dynamik und die Interaktion von Menschen untereinander. Aus diesem Grund ist es von Bedeutung, die Entwicklung von digitalen Technologien in eine Richtung zu lenken, die man allgemein hin als „gut“ bezeichnen könnte (Kern et al., 2022).

Der deutsche Ethikrat veröffentlichte 2023 (Ethikrat, 2023) eine Stellungnahme zum Thema Ethik der künstlichen Intelligenz. Diese übernimmt zunehmend zahlreiche Tätigkeiten, die vorher dem Menschen vorbehalten waren – was auch mit Fragen nach Autorenschaft, Gebrauch und Missbrauch etc. einhergeht. In der verfassten multidisziplinären Stellungnahme geht der deutsche Ethikrat auf das Verhältnis von Mensch zu Maschine ein. Allein das Erscheinen dieser Stellungnahme und des Erarbeitens einer philosophischen Grundlage für die Entwicklung und den Gebrauch von digitalen Technologien, die – in diesem Fall – auf künstlicher Intelligenz basieren, zeigt die Bedeutung von moralischen Fragestellungen für eine moderne digitale Gesellschaft.

Diese Stellungnahme ist nur eine von vielen Betrachtungen, gerade in der angewandten Ethik befassen sich Maschinen-, Informations- und Medienethik mit der adäquaten Ausgestaltung und Anwendung neuer Technologien. Die Digitale Ethik reiht sich in diesen Bereich ein und hat mit den zuvor genannten angewandten Ethiken einige technische Überschneidungen. Einerseits befasst sie sich mit den Anforderungen an, der Entwicklung und dem Einsatz von digitalen Technologien. Die digitale Ethik überspannt damit verschiedene technische und soziale Bereiche, die Sie im Verlaufe des Lehrbriefes kennenlernen werden.

Ethik in der Wirtschaftsinformatik?

In der Wirtschaftsinformatik ist die Frage nach ethischen Problemstellungen und deren möglichen Lösungen keineswegs neu, bspw. stellte Richard Mason 1986 in seinem Artikel „Four Ethical Issues of the Information Age“ entsprechende Überlegungen über die Auswirkungen digitaler Technologien auf (Mason, 1986). Das von ihm postulierte PAPA – Framework, bestehend aus Privacy (Privatsphäre), Accuracy (Genauigkeit), Property (Eigentum) und Accessibility (Zugänglichkeit) wurde seit seiner ersten Publikation immer wieder um einzelne Anwendungsfälle oder spezifische Kontexte erweitert, allerdings hat sich seitdem keine umfassende, ganzheitliche Vorgehensweise zur Identifikation und Lösung ethischer Problemstellungen herausgebildet.

Anzahl der Publikationen zum Thema Ethik pro Jahr in der WI

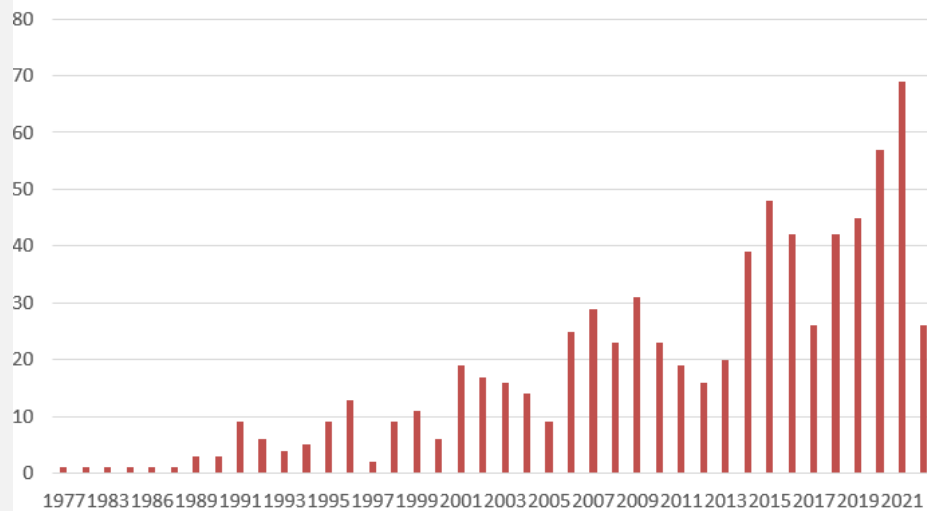


Abbildung 1: Entwicklung der Publikationen zum Thema Ethik in der Wirtschaftsinformatik – Kern et al. (2022) – Vortrag ICIS 2022 Kopenhagen

In einer systematischen Literaturanalyse aus dem Jahr 2022 haben Kern et al. die verschiedenen Themenblöcke, die sich mit Ethik innerhalb der Wirtschaftsinformatik als Disziplin befassen analysiert (Kern et al., 2022). Hierbei wurden 21 Journals der Wirtschaftsinformatik auf Artikel, die sich primär mit Ethik oder ethischen Problemstellungen befassen, durchsucht. Die Verteilung der Artikel zeigt ein beständig wachsendes Interesse am Thema Ethik innerhalb der Wirtschaftsinformatik, wobei auch die Zahl der Problemfälle, die mittels einzelner ethischer Theorien oder angewandter Ethiken bearbeitet werden sollen, ansteigt. Ebenfalls erkennbar ist eine Art Wellenmuster, das vermuten lässt, dass neue Technologien eine Zeitlang brauchen, bis sie an Reife gewonnen haben, und ethische Problemstellungen auffällig werden.

Dieses Modul gibt eine Einführung in die digitale Ethik, deren Konzepte, Strukturen, Problem- und Anwendungsfälle. Hierfür wird in Lerneinheit 1 zunächst mit der Vermittlung philosophischer Begriffe und grundlegender ethischer Theorien und einer Einführung in die ethische Argumentation eine Basis geschaffen. Lerneinheit 2 geht auf verschiedene Bereichsethiken ein und illustriert deren Zusammenspiel mit der digitalen Ethik. Lerneinheit 3 verbindet Theorie und Praxis, indem sie auf spezifische bekannte Problemstellungen der digitalen Ethik eingeht und somit eine Basis für die selbstreflektierte Auseinandersetzung mit ethischen Problemen schafft.

Die Kapitel in Lerneinheit 2 und 3 können unabhängig voneinander bearbeitet werden, es empfiehlt sich jedoch, zunächst Lerneinheit 1 durchzuarbeiten, um die relevanten philosophischen Grundlagen für ein tiefergreifendes Verständnis der ethischen Problemstellungen und angewandten Ethiken zur Verfügung zu haben.

Zusätzlich zu den hier dargelegten Lerninhalten stellt Ihnen der Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, insb. Gestaltung soziotechnischer Informationssysteme ein Glossar zur Verfügung. In diesem finden Sie modulübergreifend Definitionen wichtiger Begriffe auf Deutsch

und Englisch. Die Begriffe sind dort jeweils den einzelnen Modulen zugeordnet. In den Lehrbriefen wird mit dem folgenden Icon auf die Definition im Glossar verwiesen:



Im Verlauf dieses Lehrbriefes wird in den meisten Fällen aus Gründen der besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum verwendet. Selbstredend sind hierbei alle Personen, die die Lerninhalte dieses Modules aufnehmen, angesprochen. Auf Schreibformen wie Gendersternchen oder Doppelpunkte wird zugunsten der besseren Erfassbarkeit der Inhalte verzichtet.

Die nachfolgende Abbildung zeigt die Modulstruktur in einem Lernpfad auf:

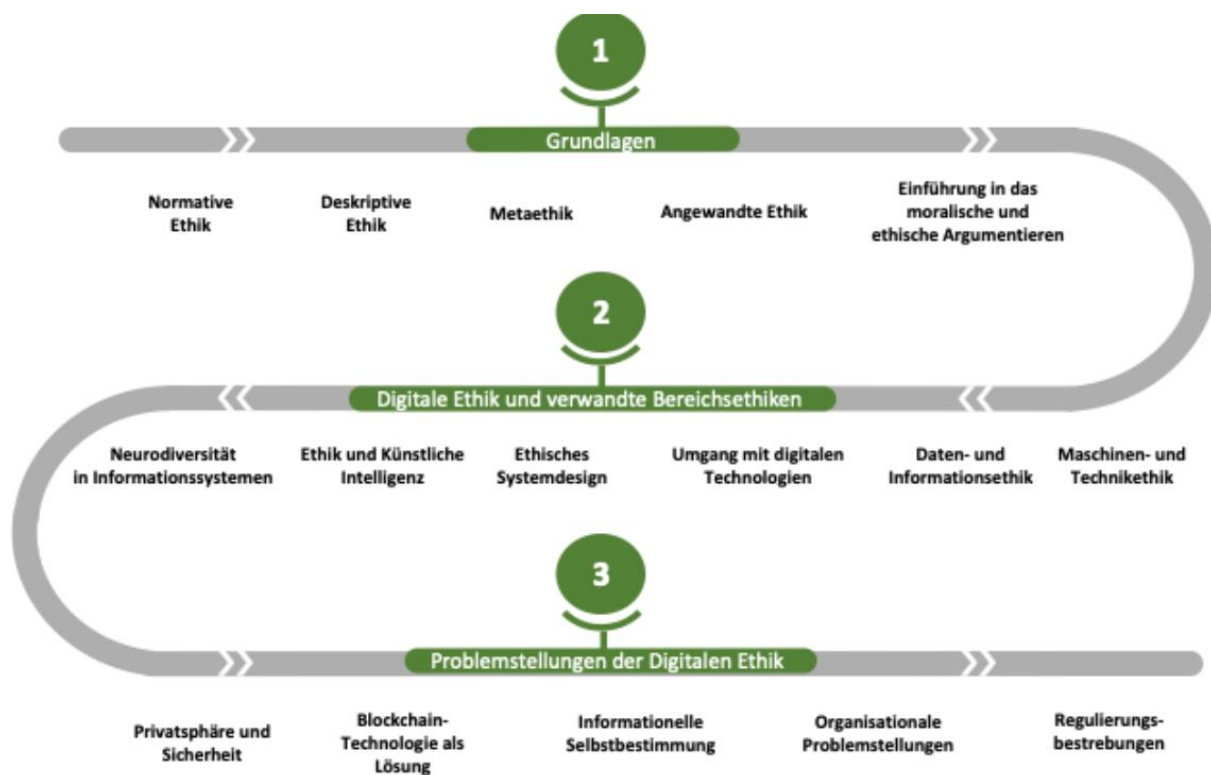


Abbildung 2: Übersicht über die Modulstruktur

2 Lernziele

In dieser Lerneinheit lernen Sie:

- Die Rolle der normativen Ethik
- Die Strukturen häufiger Vertreter ethischer Theorien
- Die Bedeutung und Zusammenhänge von ethischen Theorien, angewandter Ethik und Meta-Ethik
- Die Grundzüge des ethischen und moralischen Argumentierens
- Häufige Argumenttypen bei ethischen und moralischen Diskursen, sowie grundlegende Strukturen

3 Einleitung

Fragen nach dem richtigen Handeln treiben die Philosophen schon seit langem um. In dieser Einleitung werden zunächst die Grundbegriffe von Ethik, Moral und Werten erläutert und darauf eingegangen, was eine gesellschaftliche Norm bedeutet und wie diese Faktoren das Handeln prägen können.

In den darauffolgenden Kapiteln des Grundlagenteils geht es um die normative Ethik, also Ethik, die Ansätze „zum richtigen Handeln“ gibt, die deskriptive Ethik, die sich mit Fragen dazu, was als moralisch gut und wünschenswert betrachtet wird, auseinandersetzt, die Metaethik, die sich damit befasst, ob es so etwas wie ein „moralisches Gut“ überhaupt geben kann, und die angewandte Ethik, die sich auf verschiedene Anwendungsbereiche konzentriert. Auf die im Kontext der digitalen Ethik wichtigen angewandten Ethiken wird genauer in Lehrbrief 2 eingegangen. Im letzten Kapitel von Lehrbrief 1 – dem Grundlagenteil – wird eine Einführung in das ethische Argumentieren gegeben – diese ist für die Reflexionsfragen in den nachfolgenden Kapiteln wichtig. Vor der tiefergreifenden Auseinandersetzung mit einzelnen ethischen Theorien erscheint es sinnvoll, zunächst die Grundbegriffe wie Moral, Ethik, Normen und Werte zu klären.

„Moral“ als Begriff bezeichnet alle von einem Menschen oder einer Gesellschaft als richtig und wichtig anerkannten Normen und Ideale des guten und richtigen Verhaltens. Dazu gehören auch die mehr oder weniger vernünftigen Überzeugungen, die es ermöglichen, diesen Normen und Idealen einen Sinn zu geben, sie zu rechtfertigen oder gegebenenfalls auch kritisch zu modifizieren (Düwell et al., 2011). Moralische oder sittliche Phänomene sind keine Naturgegebenheit, sondern entspringen dem Menschen selbst, sie werden vom Menschen selbst hervorgebracht – egal ob als Resultat expliziter Überlegungen oder impliziter Handlungen. Menschen handeln oft so, als wären ihre Handlungsgrundsätze unumstößliche Gegebenheiten, die unbedingt gelten. Gleichzeitig ist den Menschen bewusst, dass diese Handlungsgrundsätze nicht überall gelten oder gegolten haben („andere Länder, andere Sitten“). Die griechischen Philosophen haben sich als Erste mit der Frage befasst, wie moralische Prinzipien begründet werden können. Man gelangt durch Beobachtung, Erfahrung und argumentierendes Nachdenken zu der Einsicht, dass gewisse moralische Prinzipien gesetzt sind, diese allerdings nicht als Tatsachen der Naturordnung anzusehen sind. Eine Frage, der sowohl antike griechische als auch moderne Philosophen nachgehen, lautet: Wie können Moralprinzipien mit Geltungsanspruch formuliert, begründet und angewendet werden, wenn weder Naturordnung, Weltverstand noch göttliche Schöpfungsordnung als Legitimationsinstanzen geeignet sind (Schweppenhäuser, 2021)?



„Ethik“ betrachtet die Prinzipien der Moral, deren Beweggründe und Anwendung. Ethik ist der Teil der Philosophie in dem, bspw. unter der Verwendung von Werten und Normen, das Handeln beurteilt wird. Es gehört in den Bereich der Philosophie der Moral, eine theoretische Reflexion der gelebten Moral, der praktisch vorhandenen und in Geltung stehenden moralischen Überzeugungen. Es ist die Aufgabe der Ethik, moralischen Urteilen (z.B. „Reproduktives Klonieren ist moralisch verwerflich, weil es die Menschenwürde missachtet“) auf den Grund zu gehen, d.h. sie auf ihre Verallgemeinerbarkeit, Einsichtigkeit, Triftigkeit und Vereinbarkeit mit unseren übrigen moralischen, aber auch sonstigen (z.B. wissenschaftlichen oder religiösen)



Überzeugungen und Urteilsgründen zu untersuchen (Düwell et al., 2011). Hierbei erscheint es sinnvoll, obwohl derzeit einige Philosophen anderen Strömungen folgen, Ethik weiterhin als Disziplin zu verstehen, die auf den gesamten Bereich menschlicher Praxis reflektiert und ihn in evaluativen sowie normativen Hinsichten zu beurteilen sucht.

Um den Zusammenhang von Ethik und Moral von einem anderen Blickwinkel aus zu illustrieren, bietet sich die Perspektive sozialer Systeme an. Der Soziologe Niklas Luhmann beschreibt in seinem Buchkapitel „Ethik als Reflexionstheorie der Moral“, dass Ethik die Moral nicht begründen kann, sondern diese vorfindet und mit der „Problematik dieses Befundes“ (Luhmann, 1989, S. 360) haushalten muss. Luhmann selbst beschreibt Moral nicht wie viele Philosophen als Normen oder Werte, sondern als eine Art der Kommunikation, die eine moralische Qualität annimmt. Bringt eine Kommunikation innerhalb eines sozialen Systems Achtung oder Missachtung, bspw. in Form von Lob und Tadel zum Ausdruck, kann man diese Kommunikation auf eine bestimmte Handlung beziehen und so den moralischen Charakter dieser Handlung einschätzen. Nimmt eine Gesellschaft eine gewisse Größe und Komplexität an, bildet sie eine ernsthafte Semantik in Form einer Ethik aus. Mit dieser Ethik wird die Moral der Gesellschaft gegen einen möglichen Widerspruch abgesichert und festgeschrieben. Dies soll in keinem Fall bedeuten, dass es nur „eine“ oder gar eine „richtige“ Ethik gibt. Vielmehr können verschiedene Gesellschaften oder Gesellschaftsschichten verschiedene Ethiken ausbilden. Ansätze zu ethischen Theorien mit Universalitätsansprüchen müssen sich hierbei mit der Einschränkung auseinandersetzen, dass „Der Beobachter ... dann das [sieht], was der Universalisierer für die Welt hält, als die Nische, die seine Universalismen ermöglicht“, (Luhmann, 1989, S. 369).



„Normen“ und „Werte“ sind Bestandteile der Reflexion der Moral und damit auch Bestandteil der Ethik. Unter „Werten“ werden höchste, oftmals abstrakte, Güter wie Glück oder Freiheit verstanden, wohingegen Normen Regeln sind, die eine absolute Geltung beanspruchen, etwa im Falle von Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Moralische Werte können als Grundannahmen darüber verstanden werden, was für ein Individuum erstrebenswert ist und was eine Gesellschaft ausmacht. Es geht bei Werten nicht um einen relativen oder sächlichen Wert, nicht um einen „Preis“, sondern vielmehr um einen inneren Wert. Der Begriff Wert ist wesentlich häufiger in der Ökonomie zu verorten und taucht erst relativ spät – bspw. mit der „materiellen Wertethik“ von Scheler (Scheler, 1916) – in der Philosophie auf. Im ökonomischen Sektor sind Werte nicht als innere Betrachtungen wie bspw. „Würde“ oder „Wohlfühlen“ zu verstehen, sondern als Äquivalente. Ökonomisch betrachtet ist ein Wert in erster Linie ein Tauschwert, der ein Verhältnis ausdrückt, das Gegenständen oder Dienstleistungen zugesprochen wird. Bei Knappheit steigt der Wert einer Ware, bei Überfluss sinkt er. Opportunitätskosten drücken aus, auf wieviel jemand zu verzichten bereit ist, um eine Menge X eines Gutes zu erwerben (Schweppenhäuser, 2021). Sprechen Moralphilosophen von Werten, dann denken sie eher seltener an etwas Tauschbares. Werte werden hier eher als handlungsleitende Orientierungsmaßstäbe gesehen, nicht unbedingt als Eigenschaften von Sachverhalten. Hierbei ist auch der Zusammenhang des Werterelativismus zu berücksichtigen: Werte gelten in der Regel in einem bestimmten Kulturkreis, zu einer bestimmten Zeit und innerhalb einer bestimmten Region bzw. eines Ortes (Graham et al., 2016; Schweppenhäuser, 2021). Als Leitlinien lassen sich Werte definieren als „bewusste oder unbewusste Orientierungsdirektiven

für das menschliche Leisten“ (Düwell et al., 2011, s. 549). Der Mensch wird wesentlich durch seine Beziehung zu Werten geprägt: Werte dienen ihm als Orientierung für sein Handeln und seine Lebensgestaltung. Sie haben deshalb eine normative Funktion, das heißt, sie geben vor, was als richtig oder erstrebenswert gilt. Wenn ein Wert für eine Person als verbindlich angesehen wird, dann legitimiert er sowohl ihr Denken als auch ihr Handeln. Aus dieser Sicht ist ein Wert nicht nur eine abstrakte Idee, sondern eine Verpflichtung – etwas, dem sich der Mensch bewusst unterordnet und an dem er sich ausrichtet. Indem Werte Anforderungen an das Individuum stellen, helfen sie dabei, die Bedeutung und die Gültigkeit seines Handelns zu begründen. Auf diese Weise geben Werte dem menschlichen Leben Sinn und Richtung – nicht im biologischen, sondern im ethisch-moralischen Sinn (Düwell et al., 2011). Persönliche Werte konzentrieren sich auf das Individuum. Schwartz definiert Werte als „(a) [...] Konzepte oder Überzeugungen, (b) über wünschenswerte Endzustände oder Verhaltensweisen, (c) die spezifische Situationen überschreiten, (d) die Auswahl oder Bewertung von Verhalten und Ereignissen leiten, und (e) nach relativer Wichtigkeit geordnet sind“ (Schwartz & Bilsky, 1987, s. 550).

Moralische „Normen“ sind Anweisungen, die unter anderem dazu dienen, Werte zu realisieren oder gegenüber anderen Handlungen oder Zielsetzungen zu schützen. Der Begriff „Handlung“ bezeichnet menschliches Verhalten, das als veränderbar oder vermeidbar angesehen wird. Wesen, denen Handlungsfähigkeit zugeschrieben wird, werden als Personen bezeichnet. Handlungen werden durch Interessen, Werte, Ideale, Maximen und Normen bestimmt, an denen sich Personen orientieren. Das Einhalten von Regeln ist entscheidend für die soziale Praxis (z. B. Verkehrsregeln, Benimmregeln, technische Anweisungen). Institutionen, Maximen, Normen und Prinzipien werden als Handlungsregeln betrachtet. Maximen sind Grundsätze persönlicher Lebensführung, die mit höheren Moralprinzipien vereinbar sein müssen. Normen sind generalisierte Handlungsanweisungen, die Verhalten regulieren und Grundlage für Urteile über Handlungen sind. Sie können auf allgemeine Situationstypen angewendet werden und erfordern Urteilkraft. Normen können durch Rekurs auf Werte oder höherstufige Prinzipien gerechtfertigt werden. Prinzipien sind oberste inhaltliche Normen oder formale Gesichtspunkte, von denen aus die Gültigkeit einzelner Normen beurteilt werden kann. Normen weisen bestimmte Strukturen auf, die analysiert werden können. Sie umfassen Typus, Charakter, Adressatenkreise, Spezifikation, Ausnahmeklauseln, Sanktionen und Autorität. Normen können technisch, epistemisch, konventionell, rechtlich oder moralisch sein. Ihre Charakteristika ergeben sich aus deontischen (normativen / pflichtenbezogenen) Operatoren wie „sollen“, „dürfen“ oder „müssen“. Ein moderner Dekalog listet grundlegende moralische Normen auf, die auf dem Prinzip der gegenseitigen Achtung und Verantwortung beruhen (Schwartz & Bilsky, 1987).



Zu den Begriffen Ethik und Moral:

Wir hören häufiger, dass etwas ein „ethisches Problem“ ist oder „moralisch fragwürdig“ zu sein scheint. Doch was hat es mit der Verwendung der beiden Begriffe auf sich?

Der deutsche Begriff „Ethik“ leitet sich von dem altgriechischen *ethos* her. Dieses Wort besaß in erster Linie zwei Verwendungsweisen: Zum einen „Sitte“, „Gewohnheit“ oder „Brauch“, die kollektiven Gepflogenheiten, die bei einem gemeinsamen Miteinander auftreten, bspw. in einem Staat oder in einer Religionsgemeinschaft. Andererseits bedeutet *ethos* auch „Charakter“ oder „Denkweise“ – es besaß also auch eine individuelle Komponente. In beiden Fällen charakterisierte das Wort keine Sitte und keinen Charakter als gut oder schlecht – es konnte auf wünschenswerte, wertneutrale oder unerwünschte Sitten angewandt werden.

Das im Deutschen gebräuchliche Wort „Moral“ stammt von dem lateinischen *mos*, dessen Bedeutung ähnlich dem griechischen *ethos* ausgestaltet war. Erstens stand es für den kollektiven Bereich von „Sitte“, „Gewohnheit“ oder „Brauch“, kannte aber auch zweitens den individuellen Bereich als „Charakter“, „Gesinnung“ oder „Wesen“. *Mos* kannte genau wie *ethos* auch keine unmittelbare Wertung – so konnten die *mores* einer Gemeinschaft oder einer Einzelperson wünschenswert oder verwerflich sein. Das zugehörige Adjektiv *moralis* hingegen nahm genau wie sein griechisches Pendant *ethikos* diese Offenheit der Wertung etwas zurück. Zum einen wurden die beiden Begriffe wertneutral gebraucht, etwa „den Brauch oder das Wesen betreffend“, zum anderen wurden sie mit einer positiven Wertung verbunden – wie man heutzutage jemanden als „moralisch“ bezeichnet, um die Handlungen dieser Person zu loben. Die aus diesen beiden Begriffen abgeleiteten deutschen Bezeichnungen „Moral“ und „Ethik“ haben allerdings – im deutschen Sprachgebrauch – eine sehr unterschiedliche Bedeutung.

„Moral“ bezeichnet heute ein Normensystem, das das Verhalten von Menschen reguliert und dabei einen Anspruch auf unbedingte Gültigkeit hat. Es existiert eine Vielzahl von „Moralen“, so gibt es bspw. verschiedene Verhaltensregeln in religiösen Texten, wie etwa die Zehn Gebote aus der Bibel, oder Regeln im Koran, in hinduistischen oder in buddhistischen Schriften. Die Bezeichnung „Moral“ setzt nicht voraus, dass das jeweilige Normensystem aus Sicht der Betroffenen inhaltlich korrekt sein muss – „Moral“ besagt ausschließlich, dass das System Anspruch auf Gültigkeit erhebt, nicht, dass es die Berechtigung dazu besitzt. Das Adjektiv „moralisch“ wird in der Regel verwendet, wenn man eine bestimmte Handlung für „gut“ oder „richtig“ erachtet. Entsprechend bedeutet der Begriff „unmoralisch“ so viel wie „schlecht“ oder „böse“, gemessen an den jeweiligen Normen, die die Betroffenen befürworten. Eine Moral kann durch eine Gemeinschaft vertreten werden, einen Kulturkreis, eine Nation, eine ethnische oder religiöse Gruppe, aber auch durch eine Einzelperson. Sie kann sehr systematisch gegliedert sein, mit klaren Vorschriften, Dringlichkeitsstufungen und Abwägungsregeln, aber auch eher unsystematisch bleiben, als bloße Sammlung unterschiedlicher Grundsätze. Wichtig ist allein, dass sie ihre Aussagen mit jenem charakteristischen Anspruch auf unbedingte Gültigkeit trifft, der Moralen auszeichnet, und das heißt vor allem: dass sie unabhängig bleibt von den jeweiligen Zielsetzungen der Handelnden.

„Ethik“ bezeichnet im deutschen Sprachgebrauch die Wissenschaft von der Moral, d. h. diejenige Fachdisziplin, die sich damit beschäftigt, welche verschiedenen Moralen es gibt, wie sie sich begründen lassen und welcher Logik ihre Begriffe, Aussagen und Argumentationen folgen. Ethik ist „Moralphilosophie“ – sie analysiert, für welche Bereiche verschiedene Moralen Geltung beanspruchen, inwieweit sie sich in ihren Gestalten ähneln oder voneinander unterscheiden und wo sie in ihren Inhalten übereinstimmen oder voneinander abweichen. Sie untersucht, welche Antworten verschiedene Moralen auf Fragen geben wie:

„Was soll ich tun?“, „Was ist gut oder böse, was ist richtig oder falsch?“ etc. Sie versucht herauszufinden, ob und wie diese Antworten zu rechtfertigen sind. Entsprechend bedeutet das Adjektiv „ethisch“ „zur Ethik gehörig“, so wie „biologisch“ „zur Biologie gehörig“. Demgegenüber hieße „unethisch“, sofern man dieses Wort denn verwenden wollte, so viel wie „nicht zur Ethik gehörig“.

Umgangssprachlich wird aber durchaus von „unethischem Verhalten“ gesprochen. Wie wir aber im vorigen Abschnitt gesehen haben, ist dieser Wortgebrauch im Deutschen eher ungünstig. Gemeint ist Verhalten, das aus Sicht der Betroffenen zu beanstanden, verurteilungswürdig, nicht normgerecht ist. Es wäre dann aber richtiger, dieses Verhalten als „unmoralisches Verhalten“ zu bezeichnen. Korrekt ist allerdings die Rede von einer „ethischen Frage“, wie etwa der Frage, ob das vorliegende Verhalten tatsächlich unmoralisch ist. „Ethisch“ und „moralisch“ stehen zueinander wie „psychologisch“ und „psychisch“. Ob Prüfungsangst mit dem Alter oder dem Geschlecht korreliert, ist ein „psychologisches Problem“. Wenn jemand hingegen Prüfungsangst hat, ist dies ein „psychisches Problem“. Dementsprechend ist es ein „ethisches Problem“, ob Tötung unter allen Umständen verboten ist, aber man hat ein „moralisches Problem“, wenn man eine Tötung begangen hat.

Hierbei ist allerdings Vorsicht geboten, denn die systematische Ebenentrennung von „Ethik“ und „Moral“ wird nicht in allen Sprachen so vollzogen wie im Deutschen – im Englischen werden bspw. „unethical behaviour“ und „immoral behaviour“ durchaus synonym verwendet. „Ethics“ umfasst hierbei nicht nur die akademische Disziplin, sondern auch „morality“, also die gegebene Sittlichkeit einer Person oder Personengruppe.

Ebenfalls ist bei der Nutzung von „Ethik“ zu beachten, dieses nicht mit „Ethos“ zu verwechseln. Im Deutschen, und auch in anderen Sprachen, bezeichnet „Ethos“ eine spezielle Art der Moral, die von bestimmten Personengruppen mit besonderen Tätigkeitsfeldern ausgebildet wird. So spricht man bspw. vom „Standesethos“ oder „Berufsethos“ von Handwerkern, die keine schlechte Arbeit abliefern wollen, oder von Ärzten, die sich dazu verschrieben haben, ihren Patienten zu helfen.

(Düwell et al., 2011; Hübner, 2021; Schweppenhäuser, 2021)

4 Normative Ethik



Die Basis von normativen ethischen Theorien¹ ergibt sich durch die Frage „Was ist Moral?“. Diese Frage kann man als Frage nach der *richtigen Moral*, also danach, welche Handlungsweisen moralisch erlaubt, verboten oder indifferent sind, verstehen. Im Hinblick auf politische Institutionen kommen ähnliche Fragen nach der Legitimität unter moralischen Gesichtspunkten auf.

Die normative Ethik ist ein Teilgebiet der Philosophie, das sich mit Fragen rund um die Moral beschäftigt. Es versucht, Richtlinien zu finden, wie wir leben sollten und was eine gerechte Gesellschaft ausmacht. Es geht darum, was im Leben und in der Politik als moralisch richtig oder falsch betrachtet wird, wie zum Beispiel im Umgang der Medizin mit Leben und Tod. Die normative Ethik versucht, universelle Prinzipien zu finden, die über Zeit und Kulturen hinweg gelten, auch wenn sich moralische Ansichten von einer Kultur zur anderen unterscheiden können. Ein typisches Beispiel aus der normativen Ethik könnte die Frage sein, ob es moralisch richtig ist, einen gefundenen Geldschein abzugeben. Dabei könnte das Prinzip aufgestellt werden, dass Handlungen, die das allgemeine Glück fördern, richtig sind, und solche, die Misstrauen säen und damit Unzufriedenheit erzeugen, falsch sind (Düwell et al., 2011; Stahl, 2013).

Ethische Theorien lassen sich grob in drei Denkschulen unterteilen, nämlich deontologische Ethik, teleologische Ethik und schwach-normative & kontextuelle Ansätze (Düwell et al., 2011). Deontologische Ethik betrachtet Handlungen als richtig oder falsch, unabhängig von ihren Konsequenzen – wobei die kantische Pflichtethik (Kant, 2013) eines der bekanntesten Beispiele ist. Andere ethische Theorien in diesem Bereich umfassen die Diskursethik (Habermas, 1987) und Gerechtigkeitsethik (Rawls, 1971). Teleologische Theorien hingegen berücksichtigen das Ergebnis einer Handlung. Ethiktheorien dieser Familie akzeptieren den Gedanken, dass der Zweck die Mittel rechtfertigen kann. Prominente teleologische ethische Theorien sind, obwohl sie in ihrem Ansatz recht unterschiedlich sind, die antike Tugendethik (Aristoteles, 2017) und der modernere Utilitarismus (Mill & Bentham, 2015). Wertethik (Scheler, 1916) bezeichnet ebenfalls eine prominente teleologische ethische Theorie. Angesichts dieser dreifachen Klassifizierung ist es nicht möglich, einige Theorien genau in deontologische oder teleologische Definitionen zu kategorisieren, unabhängig von der Interpretation ihrer jeweiligen Ergebnisse. Ebenso ist es schwierig, einige Theorien auch nur in deontologische oder teleologische Definitionen zu klassifizieren, unabhängig davon, welche dieser Definitionen angewendet wird. Die Einteilung in schwach-normative und kontextuelle Ansätze ermöglicht eine feinere Unterscheidung, z. B. zwischen Klugheitsethik und narrativer Ethik (Düwell et al., 2011).

¹ Normative ethische Theorien werden oft rein als ethische Theorien bezeichnet. Für den verbleibenden Lehrbrief gilt ebenfalls diese Ausdrucksform.

4.1 Tugendethik

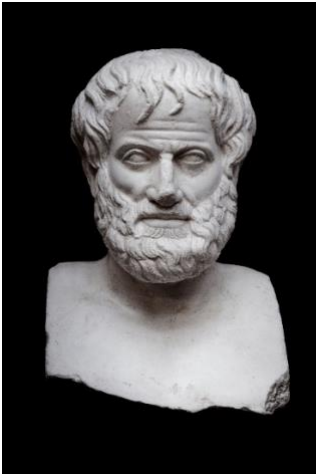


Abbildung 3: Aristoteles – Begründer der Tugendethik – MidoSemsem – stock.adobe.com

Der Begriff Tugend leitet sich vom griechischen Worte *arete* ab, was eigentlich ein „Gutsein“ bedeutet, das nicht nur Menschen, sondern auch Tieren, Körperorganen und Gegenständen zugeschrieben wird. Nach Aristoteles wird man durch drei Dinge Tugendhaft: *Physis* die Anlage, *ethos* die Gewöhnung und *logos* die Einsicht. Geht man nach Platon, so verhilft *arete* zum Glück – betrachtet man Aristoteles wird mit dem Begriff Tugend allgemein die Tauglichkeit oder Tüchtigkeit einer Person, deren Denken und Handeln beschrieben, wenn sie ein gutes Ziel (*télos*) verfolgen. Der deutsche Tugendbegriff bezieht sich ebenfalls auf Tüchtigkeit, Tauglichkeit, Brauchbarkeit – allgemein „gute Eigenschaften“. Ein Gegenstand ist tauglich, wenn er seinen Zweck gut erfüllt; so reden wir von einem „tauglichen Messer“, wenn dieses gut schneidet oder bezeichnen eine Uhr als „tauglich“, wenn diese die Zeit genau anzeigt. Tugenden beziehen sich dementsprechend nicht nur auf ethische, sondern auch auf physisch-funktionale und geistige Fähigkeiten. Der Tugendhafte findet für anstehende Probleme eine Lösung, die für möglichst viele von Vorteil ist.

Tugenden sind Kräfte im Menschen, die zu zweckgerichteten Verhaltens- und Handlungsweisen führen können. Sie werden manchmal mit den Muskeln im Körper verglichen, die bestimmte Bewegungsformen und damit Tugenden der Körperbeherrschung ermöglichen. Betrachtet man Tugenden als „Muskeln des Verhaltens“, so fördern ethische Tugenden bestimmte, als gut erachtete Verhaltensformen. Sie befähigen einen Menschen, bestimmte gewollte Ziele auf möglichst kurzem Wege zu erreichen und Ablenkungen zu vermeiden. Tugenden gibt es nicht nur bezogen auf ethische Ziele, sondern auch für alle anderen Ziele, wie in Wirtschaft, Technik oder Politik. Aristoteles vertrat die Ansicht, dass Tugenden durch Gewöhnung und Übung, aber auch durch Nachahmung von Vorbildern und Einsicht erlangt werden können. Er bildete in diesem Fall eine Analogie zu den Muskeln eines Menschen, die jeder zwar besitzt, aber die nicht bei jedem wie bei einem Athleten trainiert sind. Entsprechend können Tugenden durch Übung wie Muskeln trainiert werden, damit sie zum Tragen kommen. Entsprechend zeigt jeder Mensch auch einen anderen Charakter.

Tugendhaft handelt, wer in einer bestimmten Haltung oder Verfassung danach strebt, „das Gute“ zu tun. Haltungen sind nicht angeboren, sondern entstehen erst durch Gewöhnungen an bestimmte Handlungsweisen – daher kann man Tugenden durchaus als erworbene „gute Eigenschaften“ bezeichnen. Eine Person kann dementsprechend auch dafür gelobt werden, für den „Verdienst“, tugendhaft zu handeln, während Laster oder Untugenden getadelt werden können. Ethische Tugenden sorgen dafür, dass der handelnde Mensch seine Egoismen, Affekte und Triebe kontrolliert. Entsprechend erleichtern Tugenden die richtige Wahl aus einer Vielzahl von Verhaltensmöglichkeiten zu treffen, die für die bestmögliche Bilanz eines guten Miteinanders sorgen. Der kluge Mensch erkennt, Aristoteles zufolge, welche Handlungen dem Glück dienlich sind und welche vermieden werden sollten; glücklich sind dementsprechend diejenigen, die die Tugenden umsetzen.

Der Umgang mit Affekten spielt im Kontext von Tugendethik ebenfalls eine große Rolle. Aristoteles erkannte, dass es beim Umgang mit denselben darauf ankommt, weder zu viel, noch zu wenig von ihnen zuzulassen. Wer bspw. hemmungslos jede sinnliche Lust genießt, wird zügellos; wer sie vollkommen unterdrückt, wird allerdings empfindungslos. In diesem Fall wären die goldene Mitte und die korrespondierenden Tugenden Besonnenheit, Mäßigung oder Selbstbeherrschung. Nur wer die Mitte zwischen Zuviel und Zuwenig eines Affekts trifft, hat beste Voraussetzungen für eine glückliche Lebensführung – demzufolge ist die Impulskontrolle der Schlüssel zur Tugendethik. Weitere Beispiele hierfür können sein:

- Tapferkeit/Mut ist die Mitte zwischen Tollkühnheit und Feigheit
- Freigiebigkeit ist die Mitte zwischen Geiz und Verschwendung
- Besonnenheit ist die Mitte zwischen Abgestumpftheit und Zügellosigkeit
- Weisheit ist die Mitte zwischen Dummheit und Überheblichkeit

Das Treffen der Mitte zwischen zwei Lastern alleine reicht allerdings nicht immer aus, um zu wissen, inwieweit ein Einzelner in einer bestimmten Situation mit seinen individuellen Fähigkeiten bspw. seinen Mut demonstrieren kann. Der jeweilige Charakter, der nach Aristoteles durch „Gewöhnung“ entsteht, bestimmt, wie weit man eine spezifische Tugend – wie bspw. Mut – unter Beweis stellen kann. Der Mut, bei einem Überfall Zivilcourage zu zeigen, dürfte vermutlich bei einem Polizisten oder Soldaten stärker ausgeprägt sein als bei einem für solche Einsätze kaum trainierten Menschen (Aristoteles, 2017; Schüz, 2021).



Exkurs

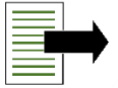


Abbildung 4: Levi's – Vladimir Razgulyaev – stock.adobe.com

Eine praktische Veranschaulichung von Tugendethik in der Moderne sind Corporate Virtues in Unternehmen. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Einkaufsabteilung des Bekleidungsherstellers Levi's.

Die Einkäufer bei Levi's sollten die Geschäftspolitik gemäß den unternehmensweit zugrunde liegenden Tugenden „Empathie – Sich in andere hineinversetzen können!“, „Originalität – Authentisch und innovativ sein!“, „Integrität – Die richtigen Dinge tun“ und „Mut – Sich für die Unternehmenswerte einsetzen!“ ausrichten.

Es wurde zunächst als empathisch erachtet, sich in die Lage der Lieferanten, deren Personal und der kritischen Konsumenten hineinzuversetzen. Die Empathie verlangte von den Einkäufern, das Dilemma bezüglich Kinderarbeit zu erfassen und aufzuarbeiten. Die wirtschaftliche Not zwingt auf der einen Seite viele Arbeiterfamilien, auch ihre Kinder arbeiten zu lassen, allerdings lehnen Konsumenten sowie internationale Prinzipien wie der UN Global Compact dies ab. Um einen Weg zu finden, der für alle Beteiligten annehmbar ist, benötigt es Mut und Originalität. Zu Beginn der 1990er-Jahre entwickelte Levi's also neue Einkaufsrichtlinien. Diesen gemäß sollen Lieferanten sicherstellen, dass die Kinder ihrer Arbeiter eine Schule besuchen, solange diese noch nicht das Alter von 15 Jahren erreicht haben. Die Firma stellt das dazu nötige Grundeinkommen für die betroffenen Familien sicher. Diese Vorgaben werden sehr strikt kontrolliert und mit einer Null-Toleranz-Politik geahndet.

Um diese Richtlinien zu implementieren, mussten bei 700 Lieferanten vor Ort Audits durchgeführt werden. Nach Dialog mit den betroffenen Lieferanten stimmten diese zu, den Kindern weiterhin ihr bisheriges Gehalt zu zahlen, während sie Vollzeit die Schule besuchten. Levi's zahlte im Gegenzug die Schulausbildung. Nach Ende ihrer Schulpflicht wurde den Kindern eine Wiederanstellung angeboten. Diese Einkaufsrichtlinien gelten auch heute noch und wurden 2013 noch einmal verschärft (Schüz, 2021).

4.2 Pflichtenethik



Immanuel Kant.

Abbildung 5: Immanuel Kant – orion_eff – stock.adobe.com

Die Pflichtenethik geht auf Immanuel Kant zurück – Pflichten legen fest, was getan (positive Pflichten) bzw. nicht getan werden (negative Pflichten) soll. Rechte stehen komplementär zu Pflichten; habe ich die Pflicht, jemanden nicht zu töten, so hat dieser das Recht, nicht von mir getötet zu werden. Folglich lassen sich aus Pflichten Rechte ableiten. Das Ganze gilt aber auch umgekehrt, es gibt keine Rechte ohne Pflichten. So gibt es auch „positive Rechte“, wie das Recht auf gerechte Behandlung und „negative Rechte“, wie das Recht auf Unversehrtheit. Rechte können für eigene Interessen in Anspruch genommen werden, gelten aber auch für andere – wodurch sie zu Pflichten für einen selbst werden.

Die Festlegung von Pflichten erfolgt über die Sprache. Pflichten teilen dem Menschen mit, was er tun oder lassen soll, damit er mit seinen Mitmenschen „gut auskommt“. Ethische Pflichten werden meist als Imperative oder Sollensforderungen formuliert, etwa in „Du-sollst“- oder „Du-darfst-nicht“-Sätzen. So ist auch die „goldene Regel“ des ethischen Handelns, die wohl am weitesten verbreitete Sollensforderung, formuliert. Sie wird in allen Religionen und Kulturen schon seit mindestens zweitausend Jahren als Grundregel des guten Auskommens miteinander gelehrt. Eine bekannte Implementierung davon sind die Sprichwörter „Was du nicht willst, das man dir tu“, das füg‘ auch keinem anderen zu.“ als negative und „Behandle die anderen so, wie du selbst gerne behandelt werden willst.“ als positive Formulierung. Die goldene Regel ist für ethisches Handeln quasi eine notwendige Bedingung, aber keine hinreichende, denn es gibt einige Situationen, in denen sie zwar erfüllt ist, sie aber trotzdem kriminelles oder unethisches Handeln zulässt. Ein Beispiel hierfür wäre: „Lasse den anderen Bestechungsgelder zukommen, weil du sie selbst gerne annimmst.“ Solche Handlungen schließt die goldene Regel logisch nicht aus; folglich reicht die Erfüllung der goldenen Regel nicht aus, um eine Handlung als vollständig vertretbar zu sehen (Schüz, 2021).

Kant steht solchen bedingten Handlungsmustern skeptisch gegenüber, denn sie fördern gutes Handeln nicht um seiner selbst willen, sondern um das eines „höheren“ Eigennutzens willen. Solches Handeln ist für Kant nicht moralisch einwandfrei, da man diesen Handlungen immer unterstellen kann, dass sie aus „praktischer Klugheit“ und nicht um der Moral selbst willen geschehen. Kant hat deswegen das Problem einer Ethik der Pflichten tiefgründiger durchdacht

und der deontologischen Ethik eine neue Richtung gegeben. Da viele moralische Regeln wie die goldene Regel bedingt und damit abhängig von Neigungen und (Eigen-)Interessen sind, begründet Kant seine Ethik kategorisch. Demzufolge muss sein Imperativ bedingungslos gelten, allgemein und notwendig sein. Daher formuliert er seinen kategorischen Imperativ wie folgt:

„Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ (Schönecker et al., 2016, S. 45)

Dieser besagt, dass nur ein solches Handeln ethisch ist, das auch „zum allgemeinen oder universalen“ Gesetz erhoben werden kann. Diese Forderung kann man auch als Testfrage nehmen, ob ein bestimmtes Handeln ethikfähig ist. Man kann beispielsweise fragen, ob das Töten kategorisch gefordert, also zu einer allgemeinen und notwendigen Pflicht erhoben werden kann, also, ob es zumindest dazu geeignet ist, ein gutes Miteinanderauskommen aller Menschen zu fördern. Die Antwort darauf ist ein simples Nein. Eine menschliche Gemeinschaft, in der jeder jeden töten soll, würde sich selbst sehr schnell vernichten. Wir können nur dann gut miteinander auskommen, wenn alle Menschen die Pflicht zum Nichttöten gegenüber allen Menschen kategorisch, also allgemein und notwendig, halten. Existieren hierzu Ausnahmen? Anscheinend, wenn man das Recht auf Selbstverteidigung betrachtet und ein potenzieller Mörder nur durch Tötung an seiner Tat gehindert werden kann (Schüz, 2021).

Kants Ethik unterscheidet zwischen verschiedenen Arten von Pflichten, darunter vollkommene und unvollkommene Pflichten sowie Pflichten gegen sich selbst und gegen andere. Diese Unterscheidungen dienen dazu, das moralische Handeln des Menschen zu systematisieren und zu erklären, wie sich moralische Pflichten aus dem kategorischen Imperativ ableiten lassen (Pleger, 2020).

Tabelle 1: Pflichten nach Kant (Pleger, 2020) S. 119

Pflichten	Vollkommen	Unvollkommene
Gegen sich selbst	Verbot des Selbstmordes	Gebot der Entwicklung eigener Talente
Gegen andere	Verbot des lügenhaften Versprechens	Gebot der Hilfe in der Not gegenüber anderen

Kant beschäftigt sich auch mit den rechtlichen Aspekten menschlicher Beziehungen, sei es zwischen Ehepartnern, Eltern und Kindern oder Arbeitgebern und Dienstboten. Er unterscheidet dabei zwischen verschiedenen Arten von rechtlichen Besitzverhältnissen, die er als „Sachenrecht“, „persönliches Recht“ und „auf dingliche Art persönliches Recht“ charakterisiert. Das „persönliche Recht“ entspricht in etwa dem heutigen Schuldrecht und Vertragsrecht, während das „auf dingliche Art persönliche Recht“ dem Familienrecht ähnelt. Der Erwerb äußerer Rechte führt zu einer Diversifikation von Rechtsansprüchen, da diese nicht von vornherein feststehen. Dadurch entstehen häufig Streitigkeiten darüber, wer zu Recht den Besitz an einem bestimmten Gegenstand beansprucht. Diese Streitigkeiten können zu einem Zustand der Rechtlosigkeit führen, in dem weder äußere noch innere Rechte gewährleistet werden

können. Kant argumentiert daher, dass es eine fundamentale Pflicht ist, den „Naturzustand“ zu verlassen und in eine staatliche Ordnung einzutreten, die die Rechte aller Einzelnen schützt. Gerade in diesem Kontext war für ihn auch der Staat von entscheidender Bedeutung, da er die Gewährleistung und Organisation des Strafrechts sowie die Schaffung von Rahmenbedingungen für die Selbstentfaltung seiner Bürger sicherstellt. Er sieht den Staat auch in der Verantwortung, seinen Bürgern in Notlagen zu helfen. Kant plädiert für eine Gewaltenteilung in Legislative, Exekutive und Judikative. In Bezug auf die Tugendlehre stehen Zwecksetzungen im Fokus, die dem notwendigen Zweck entsprechen, dass Menschen für sich selbst und für andere existieren. Er unterscheidet zwischen Pflichten einer Person gegen sich selbst und gegen andere. Zu den Pflichten gegen sich selbst gehören strikte Verbote wie Selbsttötung, Selbstverstümmelung und übermäßiger Genuss von Essen oder Rauschmitteln. Positive Pflichten gegen sich selbst beinhalten die Kultivierung von Körper und Geist sowie das Streben nach moralischer Selbsterkenntnis. Die Pflichten gegenüber anderen umfassen Liebespflichten wie Wohltätigkeit, Dankbarkeit und Anteilnahme sowie Pflichten der Achtung, die vor allem negative Pflichten sind. Nach Kant müssen Liebe und Achtung miteinander verbunden sein, um ein angemessenes Maß von Nähe und Distanz im Umgang mit anderen zu gewährleisten. Er identifiziert auch Laster wie Neid, Undankbarkeit und Hochmut, die den Tugendpflichten entgegenstehen. Für Kant ist das oberste Prinzip der Tugendlehre, nach einer Maxime zu handeln, die für alle ein allgemeines Gesetz sein kann. Menschen sollten sowohl sich selbst als auch andere als Zweck betrachten und nicht bloß als Mittel verwenden. Die Tugend besteht darin, sich selbst und anderen gegenüber in Übereinstimmung mit dieser Maxime zu handeln (Düwell et al., 2011; Pleger, 2020).

Zu Rechten und Pflichten: Menschenrechte

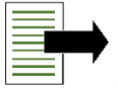
Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, am 10. Dezember 1948 von den Vereinten Nationen verabschiedet, dient als universelles Fundament für den weltweiten Schutz und die Förderung der Menschenrechte. Sie reagiert auf die Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs, indem sie fordert, dass Staaten die Menschenrechte ihrer Bürger achten und schützen. Dieses Dokument verdeutlicht die Pflicht der Staaten, die Menschenrechte zu verwirklichen, und erhebt die Anerkennung dieser Rechte zur Grundvoraussetzung für Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden.

Die Erklärung ist zwar rechtlich nicht bindend, definiert jedoch die ethischen und moralischen Standards für das Verhalten von Staaten und Individuen. Sie zeigt auf, dass Menschenrechte nicht statisch, sondern einem kontinuierlichen Lern- und Entwicklungsprozess unterworfen sind, wobei ihre universelle Gültigkeit stets im Vordergrund steht. Die modernisierte Übersetzung der Erklärung spiegelt den Fortschritt und die veränderten Perspektiven in Bezug auf Gleichheit und Inklusion wider, ohne den ursprünglichen Inhalt zu verändern.

In Zeiten globaler Herausforderungen und Bedrohungen der Menschenrechte, selbst in Ländern wie Deutschland, unterstreicht die Allgemeine Erklärung die unveränderliche Bedeutung der Menschenrechte als Fundament des friedlichen Zusammenlebens. Sie erinnert Staaten und Bürger daran, aktiv für die Wahrung der Menschenrechte einzutreten, sich gegen Diskriminierung zu stellen und die Würde jedes Individuums zu achten.

(Nationen, 1948; Rudolf, 2018)

Exkurs



4.3 Gerechtigkeitsethik



Abbildung 6: Justitia als Symbol für Gerechtigkeit – mik_photo – stock.adobe.com

John Rawls' Theorie der Gerechtigkeit, erstmals 1971 veröffentlicht, markiert einen Wendepunkt in der Geschichte der politischen Philosophie und bleibt bis heute ein unverzichtbarer Bestandteil akademischer Diskurse. Rawls setzt sich mit den Mängeln des Utilitarismus auseinander, einer philosophischen Schule, die das größtmögliche Wohlergehen für die größtmögliche Zahl von Menschen als oberstes Ziel moralischen und politischen Handelns ansieht. Rawls kritisiert, dass dieser Ansatz die Rechte und Freiheiten der Einzelnen zugunsten des kollektiven Wohlergehens vernachlässigen kann. Er argumentiert, dass eine gerechte Gesellschaft individuelle Rechte als heilig betrachten und nicht für das vermeintlich größere Gut der Mehrheit opfern sollte.

Um eine Alternative zum utilitaristischen Ansatz zu formulieren, führt Rawls das Gedankenexperiment des Urzustandes ein. Im Urzustand befinden sich alle Individuen hinter einem „Schleier des Nichtwissens“, der ihnen jegliche Kenntnisse über ihre persönlichen Eigenschaften oder ihre Stellung in der Gesellschaft verbirgt. Diese Konstruktion soll sicherstellen, dass die Prinzipien der Gerechtigkeit, die von den Individuen gewählt werden, allgemein und fair sind, da niemand die eigenen spezifischen Vorteile in die Entscheidungsfindung einbringen kann. Rawls geht davon aus, dass vernünftige Menschen, wenn sie unter fairen Bedingungen über die Regeln für eine gerechte Gesellschaft entscheiden müssten, sich auf zwei grundlegende Prinzipien einigen würden: Erstens das Prinzip der gleichen Grundfreiheiten für alle – also gleiche Rechte wie Meinungsfreiheit oder Schutz vor Willkür. Und zweitens das sogenannte Differenzprinzip. Es besagt, dass soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten nur dann gerechtfertigt sind, wenn sie denjenigen zugutekommen, die in der Gesellschaft am schlechtesten gestellt sind.

Rawls' Theorie hat weitreichende Implikationen für die Gestaltung politischer und sozialer Institutionen. Sein Konzept der Grundstruktur der Gesellschaft umfasst die wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen wie die politische Verfassung, die Wirtschaftsordnung und die sozialen Sicherungssysteme. Er argumentiert, dass diese Institutionen so organisiert sein sollten, dass sie die von den Teilnehmern des Urzustandes vereinbarten Gerechtigkeitsprinzipien widerspiegeln. Dies bedeutet, dass sie individuelle Freiheiten schützen und gleichzeitig eine faire Verteilung der Ressourcen und Möglichkeiten sicherstellen müssen, um die Chancengleichheit zu fördern und die Benachteiligten zu unterstützen.

Ein weiterer Beitrag von Rawls zur philosophischen Ethik ist die Entwicklung des Überlegungsgleichgewichts, eines methodologischen Rahmens, der darauf abzielt, unsere moralischen Überzeugungen systematisch zu überdenken und zu verfeinern. Durch den Abgleich unserer intuitiven Urteile mit den Prinzipien einer ausgearbeiteten Theorie strebt Rawls danach, Konsistenz und Kohärenz in unserem ethischen Denken zu erreichen. Diese Methode hat breite Anerkennung gefunden und die Art und Weise beeinflusst, wie ethische Argumentation in verschiedenen Disziplinen durchgeführt wird.

Trotz der weitreichenden Anerkennung und des Einflusses von Rawls' Arbeit, hat seine Theorie auch Kritik erfahren. Einige Kritiker argumentieren, dass der Schleier des Nichtwissens zu abstrakt ist und nicht realistisch abbildet, wie Menschen tatsächlich über Gerechtigkeit nachdenken oder entscheiden würden. Andere bemängeln die Beschränkung seiner Theorie auf die Grundstruktur der Gesellschaft und argumentieren, dass Fragen der individuellen Ethik oder globaler Gerechtigkeit ebenfalls berücksichtigt werden sollten (Düwell et al., 2011; Werner, 2021).

Rawls kondensiert seine ethische Theorie in einer Reihe von Prinzipien (Rawls, 1971, S. 303):

Erstes Prinzip: Jeder Mensch soll das Recht auf das umfangreichste Gesamtsystem gleicher Grundfreiheiten haben, das mit einem ähnlichen System der Freiheit für alle vereinbar ist.

Zweites Prinzip: Soziale und ökonomische Ungleichheiten sind so zu arrangieren, dass sie sowohl: (a) zum größtmöglichen Vorteil der am wenigsten Begünstigten sind, im Einklang mit dem Prinzip der gerechten Ersparnis, und (b) verbunden sind mit Ämtern und Positionen, die allen unter Bedingungen fairer Chancengleichheit offenstehen.

Erste Prioritätsregel (Die Priorität der Freiheit): Die Prinzipien der Gerechtigkeit sind in lexikalischer Ordnung zu reihen, und daher kann Freiheit nur zugunsten von Freiheit eingeschränkt werden. Es gibt zwei Fälle: (a) eine weniger umfassende Freiheit muss das Gesamtsystem der von allen geteilten Freiheit stärken; (b) eine ungleiche Freiheit muss für diejenigen mit der geringeren Freiheit akzeptabel sein.

Zweite Prioritätsregel (Die Priorität der Gerechtigkeit über Effizienz und Wohlfahrt): Das zweite Prinzip der Gerechtigkeit hat lexikalische Priorität vor dem Prinzip der Effizienz und dem der Maximierung der Summe der Vorteile; und faire Chancengleichheit hat Priorität vor dem Differenzprinzip. Es gibt zwei Fälle: (a) eine Ungleichheit der Chancen muss die Chancen derjenigen mit den geringeren Möglichkeiten verbessern; (b) eine übermäßige Sparquote muss insgesamt die Last derjenigen mildern, die diese Härte tragen.

Allgemeine Auffassung: Alle sozialen Grundgüter – Freiheit und Chancen, Einkommen und Wohlstand sowie die Grundlagen des Selbstrespekts – sollen gleich verteilt werden, es sei denn, eine ungleiche Verteilung eines oder aller dieser Güter kommt den am wenigsten Begünstigten zugute.

Der „Theory of Justice“ geht eine ethische Entscheidungsprozedur vor, die Rawls 1951 entwickelt, die sich auf die Identifikation und Ausbildung kompetenter moralischer Beurteiler konzentriert. Diese Beurteiler sollen über bestimmte Tugenden verfügen, ähnlich den intellektuellen Tugenden, die für die Gewinnung kognitiver Einsichten notwendig sind. Zu diesen Tugenden gehören unter anderem ein angemessenes Maß an Intelligenz, umfassendes Wissen über relevante Umstände, kognitive Offenheit, die Fähigkeit zur induktiven Schlussfolgerung, die Bereitschaft zur Selbstkritik und ein empathisches Verständnis der Interessen anderer. Folgend werden Kriterien festgelegt, nach denen Urteile als wohlerwogen gelten können. Dazu gehören die Freiheit von Zwang und Vorurteilen, Klarheit in der Entscheidungsfindung, subjektive Sicherheit und die Beständigkeit der Urteile, die intuitiv und spezifisch für den jeweiligen Fall sein sollten. Diese wohlerwogenen Urteile dienen dann als Basis für die Entwicklung allgemeinerer ethischer Prinzipien. Diese Prinzipien sollen einfach, aber umfassend sein und von moralisch kompetenten Beurteilern in einem offenen und kritischen Diskurs akzeptiert werden können. Rawls' Konzept des Überlegungsgleichgewichts zielt darauf ab, einen Zustand zu erreichen, in dem unsere intuitiven Urteile und die entwickelten ethischen Prinzipien in größtmöglicher Übereinstimmung und Kohärenz stehen. Die Methode erkennt eine gewisse Zirkularität an, da die wohlerwogenen Urteile die Grundlage für die Entwicklung der Prinzipien bilden und diese Prinzipien wiederum zur Überprüfung und gegebenenfalls Revision der ursprünglichen Urteile verwendet werden. Diese Art der Wechselbeziehung wird als produktiv und nicht als problematisch angesehen, da sie zu einer kontinuierlichen Verfeinerung unseres moralischen Verständnisses führen soll.

Rawls hat mit seiner Theorie der Gerechtigkeit einen grundlegenden Rahmen für das Verständnis und die Beurteilung sozialer Institutionen und politischer Praktiken geschaffen. Seine Arbeit fordert uns auf, über die Bedingungen einer gerechten Gesellschaft nachzudenken und unser eigenes Verständnis von Fairness und Gleichheit zu hinterfragen. Indem er eine klare Alternative zum Utilitarismus bietet und einen neuen Weg für die politische Philosophie ebnet, bleibt Rawls' Einfluss auf die zeitgenössische Ethik und politische Theorie unbestritten (Düwell et al., 2011; Werner, 2021).

4.4 Wertethik

Max Scheler setzt sich in seinem Werk „Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik“ (Scheler, 1916) kritisch mit Immanuel Kants Ethik auseinander. Er wirft Kant vor, dass dessen formale Ethik, die sich auf das bloße Gesetz der praktischen Vernunft stützt, zu inhaltsleer sei und der Vielfalt moralischer Phänomene nicht gerecht werde. Kant vertrete die Auffassung, dass eine Ethik, die sich auf empirische Inhalte wie Glück oder Gesundheit bezieht, zwangsläufig in Hedonismus mündet und daher keine apriorische Geltung beanspruchen kann. Scheler hingegen möchte mit seiner materialen Wertethik eine Ethik schaffen, die sich zwar auf materiale Inhalte bezieht, deren Geltung aber nicht empirisch, sondern apriorisch ist. Scheler greift auf die von Edmund Husserl entwickelte Methode der Phänomenologie zurück, um zu einer apriorischen Erkenntnis materieller Werte zu gelangen. Diese Methode beruht auf der reflexiven Fähigkeit des Ichs, sich selbst zum Betrachter seiner eigenen Bewusstseinsakte zu machen und so zu einer neutralen Wesensschau der Dinge zu gelangen. Husserl unterscheidet dabei zwischen dem „natürlich-weltlichen Ich“ und einem „transzendentalen Ich“, das den Bewusstseinsakten aus einer neutralen Distanz zuschaut und sich von allen praktischen Engagements sowie Seinsgeltungen löst. Scheler wendet die phänomenologische Methode auf die Ethik an und argumentiert, dass Werte unabhängig von ihren Trägern (Dingen oder Menschen) als „ideale Objekte“ existieren und direkt erfahrbar sind. Diese Erfahrung der Werte erfolgt nicht induktiv durch die Betrachtung vieler wertvoller Dinge, sondern intuitiv und apriorisch. Er zieht den Vergleich zur Farbwahrnehmung: So wie die Qualität einer Farbe unabhängig vom farbtragenden Gegenstand ist, so sind auch Werte unabhängig von den Dingen oder Menschen, die sie tragen. Nach Scheler erfolgt Erkenntnis eines Wertes wie „vornehm“ oder „mutig“ nicht durch Merkmale der Dinge oder Handlungen selbst, sondern durch eine unmittelbare, anschauliche Gegebenheit.

Trotz der Nähe zu Platons Ideenschau, bei der Ideen als ewige, unveränderliche Wesenheiten betrachtet werden, unterscheidet sich Schelers Ansatz deutlich von dieser. In seiner Wertethik dominiert die Rolle des Gefühls bei der Erkenntnis der Werte, man spricht von „Wertfühlen“. Im Gegensatz zur traditionellen Philosophie, die das Gefühl dem Bereich der Sinnlichkeit und damit der weniger zuverlässigen Erkenntnis zuordnet, räumt Scheler dem Gefühl eine zentrale Rolle bei der Erkenntnis der Werte ein.

Schelers Kritik an Kant und seine Entwicklung einer materialen Wertethik, die auf der Phänomenologie beruht, stellen einen bedeutenden Beitrag zur Ethik und zur Wertphilosophie dar. Er eröffnet eine Perspektive auf die Ethik, die über die Grenzen des Formalismus hinausgeht

und die Bedeutung materieller Werte sowie die Rolle des Gefühls bei ihrer Erkenntnis hervorhebt.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelte sich innerhalb der Philosophie eine starke Hinwendung zu Wertfragen, die sich vor allem in der Ausarbeitung verschiedener Formen der Wertethik äußerte. Diese Hinwendung ist in dem Bestreben begründet, einen festen und wissenschaftlich fundierten Sinn des Lebens zu finden. Die Ethik, als eine traditionelle Disziplin, die sich mit dem Guten und der richtigen Lebensführung beschäftigt, spielte dabei eine zentrale Rolle, obwohl sie nicht immer im Vordergrund der Wertphilosophie stand.

Materiale Wertethik: Vertreten unter anderem von Max Scheler und Nicolai Hartmann, basiert auf der Phänomenologie und betrachtet Werte als erfahrbare Qualitäten oder Gegenstände. Diese Werte können durch ein spezielles Wertgefühl oder eine intuitive Wertschau erfasst werden. Die materiale Wertethik legt den Fokus auf die unmittelbare, gefühlsmäßige Evidenz ethischer Werte.

Formale Wertethik: Entwickelt in der südwestdeutschen Schule des Neukantianismus von Philosophen wie Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert. Hier werden Werte als abstrakte Geltungen gesehen, die durch begriffliche Analyse verstanden werden. Die formale Wertethik fokussiert auf die kognitive und begriffliche Erfassung von Wertgeltungen.

Beide Richtungen lehnen einen Wertrelativismus und psychologischen Subjektivismus ab, da sie ethische Werte als absolute oder objektive Orientierungspunkte im moralischen Handeln verstehen. Sie unterscheiden sich jedoch in der Auffassung und Erkenntnis der Werte: Materialisten vertrauen auf das unmittelbare Wertgefühl, Formalisten auf die begriffliche Rekonstruktion.

Die Ideen von Platon und das Autonomieprinzip der kantischen Ethik haben einen großen Einfluss auf die Entwicklung der Wertethik gehabt. Platon lieferte mit seiner Ideenlehre das Modell für objektive Werttheorien, die den ontologischen Status der Werte unabhängig von individuellen Wertungen begreifen. Kant wiederum hat mit seiner Betonung des objektiven Gesetzes der praktischen Vernunft den Grundstein für die Vorstellung eines „absoluten Werts“ gelegt.

Die Wertethik steht vor Herausforderungen hinsichtlich des ontologischen Status und der Erkennbarkeit von Werten. Die Frage, ob Werte real und wahrnehmbar sind oder ideale, abstrakte Entitäten darstellen, bleibt umstritten. Ebenso ist die Methodik der Wertfindung – ob durch intuitive Wahrnehmung oder durch rationale Analyse – ein Punkt der Diskussion. Die Trennlinien zwischen den verschiedenen Positionen sind oft fließend, und beide Richtungen benötigen sowohl emotionale Intuition als auch begriffliche Klärung für eine vollständige Erfassung der Werte.

Trotz der Unterschiede tragen beide Richtungen der Wertethik dazu bei, den moralischen Diskurs durch die Betonung objektiver, überpersönlicher Werte zu bereichern. Sie bieten ein Gegengewicht zum moralischen Relativismus und Subjektivismus, indem sie die Existenz

universeller moralischer Werte behaupten, die als Richtschnur für menschliches Handeln dienen können. Diese Perspektiven bieten eine Grundlage für die Diskussion über moralische Verpflichtungen und die richtige Lebensführung und bleiben somit zentrale Bestandteile des philosophischen Diskurses über Ethik.

Max Scheler entwickelt in seiner materialen Wertethik eine komplexe Wertlehre, die eine Rangordnung von Werten umfasst, die in vier Wertmodalitäten unterteilt sind:

1. **Wertreihe des Angenehmen und Unangenehmen:** Dies ist die grundlegendste Wertmodalität, die sich auf die einfachsten Empfindungen von Lust und Schmerz bezieht. Diese Werte sind universell und absolut, da alle Lebewesen tendenziell angenehme Zustände den unangenehmen vorziehen. Diese Wertmodalität ist verbunden mit sinnlichen Empfindungen und betrifft sowohl Menschen als auch Tiere.
2. **Vitale Werte:** Diese beziehen sich auf das Leben und seine Qualitäten wie Gesundheit, Kraft oder Mut. Die Unterscheidung zwischen Edlem und Gemeinem ist hier zentral. Diese Werte sind unabhängig von sinnlichem Vergnügen und betreffen das, was das Leben in seiner Gesamtheit ausmacht, einschließlich des Wohlergehens einer Gemeinschaft.
3. **Geistige Werte:** Diese schließen ästhetische Werte (Schönheit und Hässlichkeit), rechtliche Werte (Recht und Unrecht) und Werte der reinen Wahrheitserkenntnis ein. Geistige Werte sind absolut eigenständig und können zum Beispiel den Verzicht auf Lebenswerte rechtfertigen, wenn es darum geht, höheren, geistigen Zielen zu folgen.
4. **Heilige Werte:** Die höchste Wertmodalität bezieht sich auf das Heilige und Unheilige und umfasst absolute Gegenstände, die in einer „absoluten Sphäre“ existieren. Die dazugehörigen Gefühle wie Seligkeit oder Verzweiflung beziehen sich auf die Nähe oder Ferne zum Heiligen. Diese Werte überschreiten das Individuelle und Persönliche und beziehen sich auf transzendente oder göttliche Realitäten.

Schelers ethischer Personalismus ist eine Fortführung seiner Wertlehre, wobei die Person als zentraler Bezugspunkt moralischen Handelns verstanden wird. Die Person wird definiert als eine Einheit verschiedener Akte und nicht als statische Substanz. Dieses Verständnis der Person hat tiefgreifende ethische Implikationen, da es festlegt, dass der Wert einer Person nicht in ihren äußeren Eigenschaften oder Handlungen liegt, sondern in ihrer Fähigkeit zur Ausführung bedeutungsvoller Akte. Die Individualität jeder Person, ihr Gewissen und ihre einzigartigen sittlichen Werte sind von zentraler Bedeutung. Scheler stellt fest, dass wahre moralische Werte nicht durch äußeren Zwang oder durch die bloße Verfolgung individueller Interessen erreicht werden können, sondern durch eine Hingabe an höhere, objektive Werte, die durch das individuelle Gewissen erkannt werden. Schelers Gedanken haben erheblichen Einfluss auf die philosophische Anthropologie und Ethik des 20. Jahrhunderts gehabt, insbesondere auf Denker wie Nicolai Hartmann und Martin Heidegger. Seine Konzeption der Weltoffenheit des Menschen wurde zu einem Schlüsselkonzept in der philosophischen Anthropologie. Schelers Unterscheidung verschiedener Wertmodalitäten und sein Verständnis von Person und Individualität bieten eine tiefe und nuancierte Perspektive auf die menschliche Natur und die Bedingungen moralischen Handelns (Düwell et al., 2011; Pleger, 2020; Werner, 2021).

4.5 Diskursethik

Die Diskursethik, wie sie vor allem von Jürgen Habermas und Karl-Otto Apel entwickelt wurde, versteht sich als eine allgemeine normative Ethik, die sich nicht auf spezifische Bereiche wie Medizin, Technik oder Sport beschränkt, sondern universelle Gültigkeit beansprucht. Sie steht damit auf einer Ebene mit anderen umfassenden ethischen Theorien wie der kantischen Ethik, dem Kontraktualismus oder dem Utilitarismus. Ihr Kerngedanke ist, dass moralisch richtiges Handeln auf der Zustimmung aller Betroffenen beruht, die im Rahmen eines fairen und zwanglosen Diskurses erreicht wird.

Die Besonderheit der Diskursethik liegt in ihrer Verankerung in der Diskurspraxis. Dies hat zwei zentrale Aspekte:

- **Begründung des Moralprinzips:** Die Diskursethik argumentiert, dass jeder, der an einem Diskurs teilnimmt und dabei Behauptungen aufstellt, bestreitet oder hinterfragt, bereits implizit ein bestimmtes Moralprinzip anerkennt. Dieses Prinzip, das durch die Reflexion auf die Bedingungen und Strukturen der Diskurspraxis ermittelt wird, kann nicht ohne Selbstwiderspruch abgelehnt werden. Dies bedeutet, dass die Anerkennung des Moralprinzips quasi eine Voraussetzung für die Teilnahme am Diskurs selbst ist und deshalb universelle Verbindlichkeit beansprucht.
- **Inhalt des Moralprinzips:** Der Inhalt des diskursethischen Moralprinzips bezieht sich ebenfalls auf die Praxis des argumentativen Diskurses. Das Prinzip fordert, dass eine Handlungsweise moralisch richtig ist, wenn alle Betroffenen, unter Bedingungen eines freien und rationalen Diskurses, ihr zustimmen könnten. In moralisch unklaren Situationen legt die Diskursethik daher nahe, tatsächliche Diskurse zu initiieren, um durch den Austausch von Argumenten eine Konsensfindung über die moralisch richtige Handlung zu ermöglichen.

Die Diskursethik legt ihren Fokus die Bedeutung von Kommunikation, Verständigung und Konsensfindung in ethischen Fragen. Sie sieht im ideal geführten Diskurs, in dem alle Teilnehmer gleichberechtigt ihre Argumente einbringen können und niemand durch äußere Umstände oder innere Zwänge eingeschränkt ist, das Mittel zur Bestimmung moralisch richtigen Handelns. Die Diskursethik verbindet ethische Grundprinzipien mit einem Verfahren, bei dem moralische Regeln in einem transparenten und inklusiven Dialog unter Beteiligung aller Betroffenen und auf der Grundlage rationaler Argumente ausgehandelt werden.

Das „Apriori der Kommunikationsgemeinschaft“ bezieht sich auf die grundlegende Annahme, dass jede Form von menschlicher Kommunikation und damit verbundenem Handeln auf gemeinsamen, transzendentalen Voraussetzungen beruht. Diese Voraussetzungen umfassen die Möglichkeit und Gültigkeit intersubjektiver Verständigung über Sinn und Wahrheit von Aussagen und Handlungen. Karl-Otto Apel erweitert damit Immanuel Kants Konzept des transzendentalen Subjekts zur transzendentalen Intersubjektivität, um die sprachliche Dimension und damit die kollektive, kommunikative Grundlage menschlicher Erkenntnis und Ethik zu betonen. Diese Grundlage sieht er als unvermeidlich für jede reale Kommunikationsgemeinschaft an und begreift sie als Voraussetzung für ethische Diskurse und Entscheidungsfindungen.

Apel greift den pragmatischen Wahrheitsbegriff von Charles Sanders Peirce auf, um zu betonen, dass Wahrheit nicht in der direkten Entsprechung von Aussagen und Sachverhalten, sondern in einem langfristigen Konsens innerhalb einer idealen Gemeinschaft von Forschern und Denkern zu finden ist. In der Ethik wendet er dieses Konzept an, um zu zeigen, dass ethische Normen und Werte nicht nur subjektiv oder kulturell relativ sind, sondern durch rationale Diskurse in einer idealen Kommunikationsgemeinschaft gerechtfertigt werden können.

Für Apel bedeutet dies, dass praktische Vernunft und ethische Reflexion die konkreten Lebensbedingungen und menschlichen Bedürfnisse in einer Weise berücksichtigen müssen, die intersubjektiv, durch Argumentation und Diskurs, gerechtfertigt werden können. Die Verantwortung der Einzelnen bezieht sich daher nicht nur auf die unmittelbaren Konsequenzen des eigenen Handelns, sondern auch auf die Bedingungen und Auswirkungen der Teilnahme an einer gemeinsamen kommunikativen Praxis.

Die Herausforderung der modernen Ethik, insbesondere unter Bedingungen der existenziellen Bedrohungen wie einem nuklearen Vernichtungskrieg und einer Umweltzerstörung, liegt für Apel darin, eine Balance zu finden zwischen der Verwirklichung der idealen Kommunikationsgemeinschaft – die auf Emanzipation, gegenseitigem Verständnis und rationaler Verständigung beruht – und der Notwendigkeit, die Existenz der realen Kommunikationsgemeinschaft zu sichern. Er argumentiert, dass technische Entwicklungen und die Fähigkeit des Menschen, in großen Maßstäben einzugreifen, eine neue Verantwortung für die Vernunft und für die Praxis der Vernunft erzeugen. Die Verantwortungsethik, die Apel vorschlägt, fordert daher eine reflektierte Vermittlung zwischen diesen beiden Polen, wobei die Ideale der Kommunikationsgemeinschaft nicht aufgegeben, aber stets im Kontext der realen Bedingungen und Erfordernisse der menschlichen Existenz und des sozialen Lebens betrachtet werden müssen.

Die Theorie, die hier beschrieben wird, geht davon aus, dass in Gesprächen oder Diskussionen (Diskursen) nur die Ansprüche auf Wahrheit und Richtigkeit diskutiert und eventuell geklärt werden können, während die Verständlichkeit einfach vorausgesetzt wird – man muss sich erstmal verstehen, um überhaupt diskutieren zu können. Wahrhaftigkeit, also ob jemand ehrlich ist oder nicht, kann in einem Diskurs nicht auf die gleiche Weise überprüft werden.

Die sogenannte Konsenstheorie der Wahrheit, die hier angesprochen wird, sieht den Diskurs als pragmatisches Mittel, um zwischen Personen, die sprechen und handeln können, Verständigung zu erzielen. Sie legt dabei keinen besonderen Wert darauf, wie man zu wahren Aussagen kommt, sondern darauf, wie solche Aussagen oder Anweisungen überprüft werden können.

Jürgen Habermas, ein wichtiger Vertreter dieser Theorie, unterscheidet zwischen theoretischen Diskursen, bei denen es um Wahrheitsansprüche geht, und praktischen Diskursen, die sich mit moralischen oder normativen Ansprüchen beschäftigen. Im Beispiel eines praktischen Diskurses geht es um die moralische Verpflichtung, ein Darlehen zurückzuzahlen, die mit der allgemeinen Regel begründet wird, dass Darlehen innerhalb der vereinbarten Zeit zurückgezahlt werden sollen. Dies wird wiederum durch Hinweise auf die positiven Folgen solcher Handlungen begründet.

Die Idee ist, dass in einem idealen Gespräch, in dem alle gleichberechtigt teilnehmen können und es keine Verzerrungen gibt, die Voraussetzungen für einen vernünftigen Konsens und somit für moralische Wahrheit und Richtigkeit geschaffen sind. Habermas glaubt, dass Menschen grundsätzlich in der Lage sind, zwischen einem echten Konsens und einem falschen oder erzwungenen Konsens zu unterscheiden.

Schließlich erweitern Habermas und Apel mit ihrer Diskursethik die traditionelle Verantwortungsethik um eine sprachliche Dimension. Es wird beschrieben, wie wichtig die sprachliche Auseinandersetzung und die Verantwortung in der Kommunikation sind, und damit wird indirekt an die Tradition des Dialogs bei Platon angeknüpft (Düwell et al., 2011; Pleger, 2020; Werner, 2021).

Angewandte Diskursethik – Das Harvard-Konzept:

Als Beispiel für die Implementierung von Diskursethik werden wir uns nun kurz das Harvard-Verhandlungsprojekt anschauen. Es wurde 1979 von Roger Fisher, einem Professor für Recht an der Harvard Law School, ins Leben gerufen. Die Ergebnisse wurden in Büchern wie „Das Harvard-Konzept“ (Fisher et al., 2021) veröffentlicht.

Das Harvard-Konzept ist ein praxisorientiertes Konzept für faktenbasierte und konsensorientierte Verhandlungen. Das Projekt hatte zum Ziel, bessere Verhandlungstechniken zu finden. Der Hintergrund für die Überlegungen war, dass Parteien in konkreten Verhandlungssituationen oft Schwierigkeiten haben, Vereinbarungen zu treffen, weil sie sich zu starr auf ihre Verhandlungspositionen konzentrieren, anstatt zu prüfen, ob sie ihre Interessen und Bedürfnisse nicht auf andere Weise zum Nutzen aller Verhandlungspartner erreichen können.

Man verhandelt nicht über Positionen, sondern versucht, sachlich eine Lösung für ein Problem zu finden: Welche Verhandlungssituation auch immer es sein mag (Vertrag, familiäre Streitigkeiten, Friedensverhandlungen zwischen Nationen), jede Seite hat ihre jeweiligen Positionen. Wenn Personen über Positionen verhandeln, neigen sie dazu, sich in diesen Positionen zu versteifen. Je mehr eine Position angegriffen wird, desto mehr versuchen sie, sie zu verteidigen. Je mehr Aufmerksamkeit den Positionen gewidmet wird, desto weniger wird darauf geachtet, die zugrunde liegenden Anliegen der Parteien zu erfüllen.

Das Harvard-Konzept basiert auf vier Grundthesen:

Trennung von Mensch und Problem → Verhandlungen sind in erster Linie Menschen: Man hat es nicht mit abstrakten Vertretern der „anderen Seite“ zu tun, sondern mit Menschen. Alle möchten eine Vereinbarung erreichen, die ihre materiellen Interessen befriedigt. Darüber hinaus haben alle auch ein Interesse an der Beziehung zur anderen Seite (denken Sie an einen Antiquitätenhändler, der einen Gewinn erzielen und einen einmaligen Kunden zu einem Stammkunden machen möchte).

Konzentration auf Interessen, nicht Personen → Oft scheinen Probleme ein Konflikt von Positionen zu sein, und Verhandler haben das Ziel, sich auf eine Position zu einigen. Folglich neigen sie dazu, nur über Positionen zu denken und zu sprechen und geraten oft in eine Sackgasse im Prozess. Es ist wichtig, die Interessen der Verhandler zu identifizieren. Daher kann man die Fragen stellen: „Warum?“ und „Warum nicht?“.

Entwicklung von Optionen für gegenseitigen Nutzen → Es kann vorteilhaft sein, viele Optionen zu haben, aber die an einer Verhandlung beteiligten Personen verspüren selten den

Exkurs



Bedarf an ihnen. Normalerweise glauben sie bereits, die richtige Antwort zu kennen. Es ist notwendig, die Erfindung von Optionen von ihrer Bewertung zu trennen – das Erfinden muss vom Entscheiden getrennt werden. Beim Entscheiden sollten Optionen gesucht werden, die einen gegenseitigen Nutzen bieten.

Fokussierung auf die Verwendung objektiver Kriterien → Wie gut auch immer die Interessen der anderen Seite verstanden werden, wie gut Möglichkeiten zur Versöhnung erfunden werden und wie sehr eine fortlaufende Beziehung geschätzt wird – man wird fast sicher auf Interessen stoßen, die sich widersprechen. Man soll eine Lösung auf der Grundlage von Prinzipien und nicht auf Druck erreichen. Konzentration auf die Verdienste des Problems, nicht auf den Mut der Parteien, offen für Argumente sein, aber verschlossen gegenüber Bedrohungen (Fisher et al., 2021).

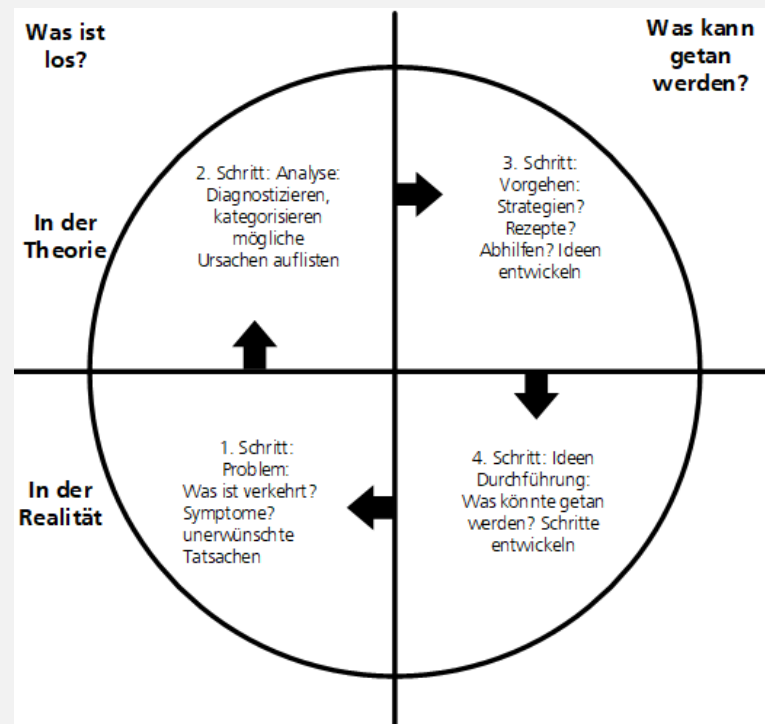


Abbildung 7: Darstellung der vier Schritte des Harvard-Konzeptes nach Fischer und Ury (1991)

4.6 Utilitarismus



Abbildung 8: John Stuart Mill – Sergey Kohl – stock.adobe.com

Der Utilitarismus ist einer der prominentesten Ansätze innerhalb der konsequentialistischen Ethik und geht maßgeblich auf Jeremy Bentham und John Stuart Mill zurück. Der Utilitarismus präsentiert sich als eine facettenreiche Theorie innerhalb der konsequentialistischen Ethik, die seit etwa einem Jahrhundert intensiv diskutiert wird. Seine Anziehungskraft und Relevanz über den philosophischen Diskurs hinaus zeigt sich in seiner Anwendung auf praktische Fragestellungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Ursprünglich im 18. Jahrhundert entstanden, hat sich der Utilitarismus von einer einheitlichen Theorie zu einem breiten Spektrum verwandter Ansätze entwickelt, die alle auf einem gemeinsamen Kern basieren. Dieser Kern lässt sich durch fünf charakteristische Merkmale definieren: Konsequentialismus, Teleologie, Ein-Gut-Axiologie, Maximierungsprinzip und Universalismus.

Im Kern des Utilitarismus steht die Überzeugung, dass die moralische Richtigkeit einer Handlung ausschließlich von ihren Folgen abhängt. Jede Handlung wird also danach beurteilt, inwieweit sie gute oder schlechte Ergebnisse hervorbringt. Diese Beurteilung erfolgt in zwei Schritten: Zuerst wird das Ausmaß der guten bzw. schlechten Folgen bewertet, und dann wird auf dieser Basis entschieden, ob eine Handlung moralisch richtig, falsch oder erlaubt ist. Hierbei spielt es eine entscheidende Rolle, dass nicht nur die direkten und beabsichtigten, sondern auch die indirekten und unbeabsichtigten Folgen einer Handlung in Betracht gezogen werden. Besonders relevant ist hierbei die Annahme, dass die moralische Bewertung einer Handlung auf den voraussehbaren und nicht auf den tatsächlichen Folgen basiert.

Der Utilitarismus zählt zu den teleologischen Ethiken, was bedeutet, dass die moralische Beurteilung einer Handlung von dem außermoralischen Wert ihrer Folgen abhängt. Im Zentrum steht das Streben nach einem bestimmten Zielzustand, nämlich dem größtmöglichen Glück bzw. Nutzen. Eine zentrale Annahme des Utilitarismus ist, dass es letztlich nur einen einzigen moralischen Wert gibt, den Nutzen oder das Glück. Alle Handlungen werden daraufhin beurteilt, inwieweit sie dieses eine Gut maximieren. Dies vereinfacht die ethische Theorie erheblich, da es keine Konflikte zwischen unterschiedlichen intrinsischen Werten geben kann. Alle moralischen Überlegungen zielen auf die Maximierung des Gesamtnutzens ab, wobei der

Nutzen als Summe des individuellen Glücks oder der Befriedigung individueller Präferenzen verstanden wird. Eng verbunden mit der Ein-Gut-Axiologie ist das Maximierungsprinzip, welches besagt, dass unter den möglichen Handlungsalternativen diejenige moralisch geboten ist, die das größte Übergewicht positiver über negative Folgen verspricht. Dabei wird der Gesamtnutzen rein summativ verstanden, d. h., es geht um die Maximierung der Differenz zwischen dem positiven und dem negativen Nutzen aller betroffenen Individuen.

Der Universalismus im Utilitarismus fordert, dass bei der moralischen Beurteilung einer Handlung die Folgen für alle Betroffenen berücksichtigt werden müssen, ohne Ansehen der Person. Jedes empfindungsfähige Wesen, also auch Tiere, muss in die Nutzenabwägung einbezogen werden, wobei die Beurteilung unparteilich erfolgen soll. Es zählt ausschließlich die Fähigkeit zum Empfinden von Lust oder Schmerz, Merkmale wie Rasse, Geschlecht oder Artzugehörigkeit zählen nicht. Mills Argumentation für den Utilitarismus beruht also auf der Annahme, dass individuelles Glück von allen Menschen angestrebt wird und daher als erstrebenswert gilt. Wenn das individuelle Glück für jede Person ein Gut ist, folgert Mill, dann muss das kollektive Glück – das allgemeine Wohl – das höchste Gut sein, das eine Gesellschaft anstreben kann. Dies führt zur utilitaristischen Maxime, dass Handlungen richtig sind, soweit sie die Tendenz haben, das allgemeine Glück zu befördern, und falsch, soweit sie das Gegenteil bewirken. Hierbei wird deutlich, dass Mills Argumentation eng mit der Vorstellung von Unparteilichkeit verbunden ist: Jeder Mensch zählt gleich und niemandes Glück ist wichtiger als das eines anderen.

Einer der Vorteile des Utilitarismus ist seine Klarheit und theoretische Sparsamkeit. Die Theorie beruht auf einem einzigen moralischen Prinzip – der Maximierung des Gesamtnutzens oder Glücks –, das dazu dient, alle moralischen Entscheidungen zu leiten. Diese Einfachheit ist sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht attraktiv, da sie es erlaubt, moralische Fragen systematisch und einheitlich zu behandeln. Der Utilitarismus ist zudem bemerkenswert flexibel in Bezug auf seine metaethischen Grundlagen, da er mit verschiedenen philosophischen Hintergründen vereinbar ist. Er kann in Verbindung mit realistischen, nonkognitivistischen oder sogar intuitionistischen Metaethiken stehen, was ihm eine breite Anwendbarkeit verleiht. Diese theoretische Einfachheit wird durch die Konzentration auf messbare und vergleichbare Größen – wie Lust, Unlust oder individuelle Präferenzen – erreicht, was die Utilitarismustheorie kompatibel mit empirischen Wissenschaften macht, wie der Ökonomie oder der Entscheidungstheorie. Dadurch, dass der Utilitarismus auf ein grundlegendes Prinzip reduziert ist, transformiert er moralische Konflikte in Optimierungsprobleme, die im Prinzip lösbar sind.

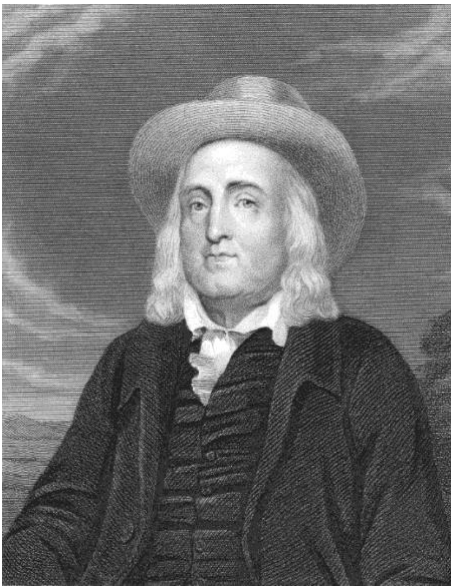


Abbildung 9: Jeremy Bentham – Georgios Kollidas – stock.adobe.com

Ein zentrales ethisches Prinzip im Utilitarismus ist Unparteilichkeit: Die Interessen aller Betroffenen werden gleichbehandelt, unabhängig von persönlichen Beziehungen oder subjektiven Vorlieben. Diese Forderung nach Unparteilichkeit entspricht einer tief verwurzelten moralischen Intuition, dass Fairness und Gleichbehandlung wesentliche Bestandteile der Moral sind. Vertreter des Utilitarismus argumentieren, dass eine rationale Handlungsweise notwendigerweise nutzenorientiert ist und dass, wenn man dieses rationale Streben nach Nutzen mit dem Prinzip der Unparteilichkeit kombiniert, man unweigerlich zum Schluss kommt, dass der Gesamtnutzen maximiert werden sollte. Diese Verknüpfung von rationalem Handeln und moralischer Unparteilichkeit bildet die Grundlage des utilitaristischen Anspruchs, ein umfassendes und überzeugendes moralisches System zu bieten. John Stuart Mill unternimmt in seinen Schriften den Versuch, den Utilitarismus zu „beweisen“, indem er argumentiert, dass Glück das einzige ist, das intrinsisch wertvoll ist, da alle Menschen ihr eigenes Glück anstreben. Er stellt weiterhin die These auf, dass, da jedes Individuum sein eigenes Glück anstrebt, das allgemeine Glück, also das Glück aller, das höchste Gut sein muss (Düwell et al., 2011; Pleger, 2020).

4.7 Ethischer Egoismus

Teils basierend auf dem Utilitarismus, teils basierend auf der Arbeit des deutschen Philosophen Max Stirner, wenden wir uns mit der letzten ethischen Theorie dem Egoismus zu. Je nach Argumentationsweise und Handeln kann auch egoistisches Handeln als ethisch bzw. in der jeweiligen Einzelfallausprägung als moralisch „gut“ gelten.

Der Begriff „Utilitarismus“ wird außerhalb des englischsprachigen Raums oft missverstanden und mit einem egoistischen Handlungsprinzip gleichgesetzt, das ausschließlich auf die Maximierung des eigenen Nutzens abzielt. Diese Interpretation, die aus der allgemeinen Assoziation von „Nutzen“ mit „Eigennutz“ resultiert, verkennet jedoch die eigentliche

Zielsetzung und Komplexität des ethischen Utilitarismus, der die Maximierung des Gesamtnutzens aller betroffenen Individuen anstrebt, nicht nur des individuellen Nutzens.

Unterschiede zwischen Utilitarismus und utilitärem Denken:

Axiologie (Werttheorie): Während der ethische Utilitarismus sich auf das Glück oder Wohlbefinden als den einzigen intrinsischen Wert konzentriert, ist das utilitäre Denken im egoistischen Sinne nicht an eine bestimmte Werttheorie gebunden. Ein rationaler Egoist könnte sein Handeln auf die Maximierung anderer Werte wie Macht, Wissen oder ästhetische Erfüllung ausrichten.

Moralische Position: Ein utilitäres Handlungsprinzip im egoistischen Sinne wird üblicherweise als individuelles Klugheitsprinzip verstanden und nicht als eine moralische Forderung, die universalisierbar wäre und für alle Akteure gelten sollte. Im Gegensatz dazu stellt der ethische Utilitarismus eine moralische Theorie dar, die ein Handeln im Interesse des allgemeinen Wohls verlangt, und nicht nur im Interesse der Einzelnen.

Ethischer vs. psychologischer Egoismus: Der Utilitarismus wird oft im Zusammenhang mit dem psychologischen Egoismus diskutiert, der besagt, dass alle menschlichen Handlungen letztlich von eigennützigen Motiven angetrieben werden. Es ist wichtig zu unterscheiden zwischen diesem deskriptiven Ansatz, der behauptet, was ist, und dem normativen Ansatz des ethischen Egoismus, der vorschreibt, wie Menschen handeln sollten.

Bentham und Mill, die Hauptvertreter des Utilitarismus, hatten jeweils unterschiedliche Auffassungen über die Rolle von egoistischen Motiven in der Moral. Bentham sah externe Sanktionen wie Gesetze und soziale Missbilligung als Haupttriebkraft für moralisches Verhalten, während Mill stärker die Bedeutung interner Sanktionen wie Gewissen, Selbstachtung und moralische Gefühle in den Mittelpunkt stellte. Beide gingen jedoch grundsätzlich davon aus, dass Menschen ihr eigenes Glück anstreben, wobei Mill argumentierte, dass das allgemeine Glück (als Summe individueller Glücksbestrebungen) das ultimative Ziel der Moral sein sollte.

Die Diskrepanz zwischen ethischem Utilitarismus und ethischem sowie psychologischem Egoismus zeigt, dass der Utilitarismus zu Unrecht mit einem rein egoistischen Verhalten gleichgesetzt wird. Während ethischer Egoismus in seiner starken Form kaum haltbar ist, da er zu Konflikten und Inkonsistenzen führt, und in seiner schwachen Form mit grundlegenden moralischen Prinzipien unvereinbar erscheint, zielt der ethische Utilitarismus auf eine gerechte und unparteiische Maximierung des Gesamtwohls ab. Dieser Ansatz integriert das Streben nach persönlichem Wohlergehen in einen größeren Rahmen, der das Wohl aller berücksichtigt (Andersen, 2005; Werner, 2021).

Der ethische Egoismus als eigenständige ethische Theorie wurde vor allem durch Max Stirner mit seinem Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum“ (Stirner, 1845) entwickelt. Diese Theorie wird oft mit dem bereits erwähnten psychologischen Egoismus verbunden, der Annahme, dass Menschen ausschließlich aus Selbstinteresse handeln. Diese Interpretation steht jedoch vor einem Paradox: Wenn Stirner wirklich glaubte, dass alle Individuen von Natur aus ihr eigenes

Selbstinteresse verfolgen, wäre sein Plädoyer für individuelle Autonomie und Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen überflüssig, was darauf hindeutet, dass nicht jeder im eigenen Selbstinteresse handelt.

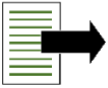
In seinem Werk führt Stirner das Konzept des „unfreiwilligen Egoismus“ ein. Er unterscheidet zwischen Individuen, die unbewusst ihr Selbstinteresse einschränken, indem sie sich an gesellschaftliche Absoluta wie Moral, Religion oder den Staat halten, und „echten Egoisten“, die solche Beschränkungen bewusst ablehnen, um ihre eigenen Wünsche zu erfüllen. Er argumentiert, dass auch diejenigen, die scheinbar gegen ihr Eigeninteresse handeln, indem sie sich an gesellschaftliche Normen halten oder selbstloses Verhalten zeigen, tatsächlich von egoistischen Wünschen motiviert sind, wie dem Verlangen nach Anerkennung oder der Vermeidung von Schuldgefühlen.

Die Kritik erstreckt sich auf die Annahme, dass alle Handlungen, einschließlich der altruistisch erscheinenden, durch zugrunde liegendes Selbstinteresse erklärt werden können. Zum Beispiel suggeriert Stirner, dass durch religiöse Überzeugungen oder moralische Prinzipien motivierte Handlungen letztlich selbstbezogen sind, da sie bestimmte Wünsche erfüllen oder negative Konsequenzen, wie Schuldgefühle oder soziale Ausgrenzung, vermeiden sollen. Dies führt zu einer umfassenderen Kritik am Konzept des Selbstinteresses, wo Stirner die Annahme infrage stellt, dass alle Handlungen auf selbstsüchtige Motive zurückgeführt werden können.

Die Debatte um den psychologischen Egoismus und Stirners Philosophie wirft Fragen über die Natur der Motivation und die Möglichkeit des Altruismus auf. Kritiker argumentieren, dass, wenn der psychologische Egoismus wahr wäre, dies die moralische Argumentation irrelevant machen würde, da Individuen unfähig wären, gegen ihr Selbstinteresse zu handeln. Zudem behaupten sie, dass Stirners Beharren auf der egoistischen Basis aller Handlungen zu einer tautologischen Position führen könnte, in der die Theorie gegen Gegenbeispiele immun ist, da sie alle Handlungen als grundsätzlich selbstinteressiert umdefiniert.

Diese Debatte zeigt die Komplexität des Verständnisses menschlicher Motivation und die ethischen Implikationen des psychologischen Egoismus. Obwohl Stirners Arbeit eine provokative Perspektive bietet, um diese Themen zu untersuchen, bleibt die Herausforderung bestehen, die offensichtlichen Widersprüche zwischen Selbstinteresse, moralischen Prinzipien und der Fähigkeit zu echtem Altruismus in Einklang zu bringen.

Exkurs

**Exkurs: Das Trolley-Problem**

Um ethische Entscheidungen zu üben, werden häufig Dilemmasituationen wie im sogenannten „Trolley-Problem“ angewendet. Hierdurch lassen sich die Herangehensweisen der normativen Ethiken diskutieren und vertiefen und ethisches Diskutieren trainieren. Es gibt hierbei keine richtigen oder falschen Antworten, da sich viele unterschiedliche Begründungen für moralisches Handeln finden lassen. Das im folgenden erläuterte Trolley-Problem kann, obwohl es ein theoretisches Beispiel ist, auf viele Situationen der realen Welt und der Digitalisierung – wie bspw. selbstfahrende Autos – angewandt werden. Das Gedankenexperiment geht zurück auf die Juristen Karl Engisch und Hans Welzel. Die Philosophin Philippa Foot (1920–2010) brachte es in seine klassische Form und begann so eine ethische Diskussion, die immer noch anhält (Foot, 1967).

In Foots Version sieht das Dilemma so aus: Stellen Sie sich vor, eine Straßenbahn ist auf abschüssigem Terrain außer Kontrolle geraten. Die Bremsen haben versagt. Der Tramfahrer hat keine Möglichkeit, den Zug zu stoppen. Er rast auf eine Gruppe von fünf Gleisararbeitern zu, die davon nichts ahnen. Aber Sie können deren Tod vermeiden, indem Sie eine Weiche stellen, die den Zug auf ein Nebengleis lenkt. Unglücklicherweise arbeitet auch dort ein Mensch, der sterben wird, wenn Sie dies tun. Die Illustration verdeutlicht die Situation. Was tun Sie? Bitte überlegen Sie einen Moment, bevor Sie weiterlesen (Egger, 2021; Lillehammer, 2023).

Wenn Sie den Zug aufs Nebengleis führen, entscheiden Sie so wie die meisten Menschen, die mit dem Problem konfrontiert werden. Sie finden es richtig, den einen Menschen zu opfern, um die fünf zu retten. Viele denken sogar, das sei moralisch geboten. Hier existiert ein Gegensatz von deontologischer und teleologischer Ethik. Ein Pflichtethiker hält das Umstellen der Weiche für unzulässig, denn damit tötet er selbst einen Menschen, auch wenn dies indirekt geschieht – diese Handlung ist niemals gestattet. Ein Folgenethiker würde eine solche Handlung nicht nur als erlaubt, sondern als notwendig ansehen, denn damit werden die Folgen des negativen Ereignisses minimiert (Egger, 2021).



Abbildung 10: Das Trolley Problem – Oleksandr Pokusai – stock.adobe.com

5 Deskriptive Ethik

Deskriptive Ethiken unterscheiden sich von normativen Ethiken dadurch, dass sie sich nicht mit der Bestimmung der „richtigen“ Moral befassen, sondern neutral die verschiedenen Ausprägungen und Formen menschlicher Moral beschreiben und erklären wollen. Normative Ethiken hingegen legen moralische Normen und Regeln fest, um zu bestimmen, was moralisch richtig oder falsch ist. Deskriptive Ethiken zielen darauf ab, das Phänomen der Moral in seiner Vielfalt zu verstehen, ohne normative Urteile zu fällen.



Die Grundidee hinter deskriptiven Ethiken ist, dass Moral als eine anthropologische Konstante betrachtet wird, die in verschiedenen Kulturen und Gesellschaften unterschiedliche Formen annehmen kann, aber immer eine fundamentale Rolle im menschlichen Leben spielt. Statt nach der „einzig richtigen“ Moral zu suchen, bemühen sich deskriptive Ethiken darum, die allgemeinen Merkmale und die Natur der Moral zu erfassen. Dies schließt die Untersuchung ein, wie Moral in verschiedenen Gesellschaften funktioniert, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt hat und wie sie individuelles Verhalten beeinflusst.

Verschiedene wissenschaftliche Disziplinen, darunter die Kulturanthropologie, Soziologie, Psychologie und Evolutionsbiologie, haben unterschiedliche Methoden entwickelt, um die menschliche Moral zu untersuchen. Kulturanthropologische Studien befassen sich mit der Erfassung moralischer Systeme in verschiedenen Gesellschaften. Soziologische Ansätze analysieren die sozialen Funktionen moralischer Normen. Die Moralpsychologie erforscht die psychologischen Grundlagen moralischen Verhaltens, und die Soziobiologie untersucht die Evolution der Moral aus biologischer Perspektive.

Diese verschiedenen methodischen Ansätze liefern unterschiedliche Einblicke in die Natur und Funktion der menschlichen Moral und ergänzen sich gegenseitig. Während normative Ethiken Anleitung für moralisches Handeln bieten, erlauben deskriptive Ethiken ein tieferes Verständnis für die Vielfalt und Komplexität menschlicher Moral. Durch die Kombination beider Perspektiven können wir ein umfassenderes Bild davon erhalten, wie Moral in der menschlichen Gesellschaft funktioniert und unser Verhalten beeinflusst (Düwell et al., 2011).

Einige Projekte der deskriptiven Ethik werden anderen Wissenschaftlern überlassen, da Philosophen nicht immer die geeigneten Mittel haben, um bestimmte Studien durchzuführen, die unser Wissen über das menschliche Leben erweitern könnten. Experimentelle Psychologie zum Beispiel kann empirische Aspekte der moralischen Reaktionen von Menschen systematisch erforschen, die der philosophischen Vernunft allein nicht zugänglich sind. Geschichtsforschung erfordert umfangreiche Archivarbeit, für die Philosophen möglicherweise nicht ausgebildet sind und die ihnen vielleicht auch nicht liegt. Soziologische Forschung kann aufzeigen, wie Menschen ihre moralischen Entscheidungen verstehen, doch Interviews gehören nicht zum Standardwerkzeug der Philosophen. Es existieren allerdings auch Argumente gegen eine einfache Arbeitsteilung, wobei zweierlei Aspekte zu berücksichtigen sind: Erstens, dass philosophische Ethik ohne umfassende deskriptive oder vergleichende Arbeit, die oft von anderen Wissenschaften und den Künsten profitiert, nicht sinnvoll betrieben werden kann. Zweitens, dass deskriptive Ethikprojekte oft anderen überlassen werden, weil in der heutigen

philosophischen Ethik die philosophische Bedeutung deskriptiver Arbeit und die philosophischen Risiken, die solche Arbeit birgt, zu wenig geschätzt werden. Normative Ethik ist nie nur normativ, sondern basiert auf einer Interpretation unserer moralischen Situation. Und umgekehrt beinhaltet jede Darstellung unserer Situation versteckte normative Schwerpunkte und Implikationen, die die kritischen Instinkte eines Philosophen wecken sollten. Viele Diskussionen über die anfängliche Beschreibung unserer moralischen Situationen werden durch den Eifer der Philosophen, zu Argumenten und Theoriebildung überzugehen, gedämpft. Bilder und Perspektiven werden als selbstverständlich angenommen und nicht sorgfältig geprüft, weil das Entwerfen von Bildern und Perspektiven nicht der Vorstellung der Philosophen von der Arbeit der Vernunft entspricht. Arbeit an deskriptiven Ausgangspunkten ist in der Philosophie keineswegs nicht vorhanden, wird aber kontinuierlich an den Rand der philosophischen Ethik gedrängt (Hämäläinen, 2016).

6 Metaethik



Metaethik, im Gegensatz zu den zuvor genannten Ausprägungen, ist der Bereich der Ethik, der sich mit der Analyse ethischer Ausdrücke befasst, wie deren Bedeutung, Tragweite und im Allgemeinen ihren logischen Funktionen (McCloskey, 1969). Metaethik kann praktischen Ethikern helfen, ungelöste Probleme weiterzuentwickeln, die oft mit der Entwicklung neuer Bereiche einhergehen (Rossouw, 2008). Im Bereich der Wirtschaftsethik wurden metaethische Ansätze verwendet, um sich mit relativistischen moralischen Standards im Kontext ethischen Marketings zu befassen (Pelton et al., 1999). Sie bieten auch eine theoretische Grundlage für die Untersuchung ethischer Herausforderungen, die sich in Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaften ergeben – insbesondere im Fall ethischer Entscheidungsfindung, da grundlegende Probleme oft auf einem Mangel an Rechtfertigung metaethischer und moralischer Annahmen beruhen (Rossouw, 2008).

Metaethik versucht, verschiedene Arten von Fragen im Zusammenhang mit normativen Aussagen zu beantworten (Düwell et al., 2011). Miller (2013) stellt sechs Fragearten auf, die aber nicht all umfassend sind – ebenso können die Fragen voneinander abhängen. Diese Fragearten sind Bedeutung, Metaphysik, Erkenntnistheorie und Rechtfertigung, Phänomenologie, Moralpsychologie und Objektivität. Die verschiedenen metaethischen Ansätze versuchen nicht, alle diese Fragen in allen Fällen zu beantworten, sondern konzentrieren sich auf einzelne Aspekte oder berücksichtigen zusätzliche Standpunkte (Miller, 2013).

Der Aspekt der Bedeutung, insbesondere das sprachliche Design, zielt stark darauf ab, die sprachlichen Formulierungen ethischer Aussagen, aber auch die darunter liegenden Annahmen zu prägen. Die Formulierung der (normativen) ethischen Aussagen steht jedoch natürlich im Vordergrund. Sowohl in der Philosophie als auch in der Teildisziplin der Ethik haben Fragen eine starke Bedeutung. Jede Frage ist auch mit Annahmen verbunden, die potenziellen Antworten zugrunde liegen. Kann man bspw. überhaupt sagen, dass etwas „gut“ ist (Düwell et al., 2011; Stahl, 2013)? Eine Verfeinerung des Aspekts der Bedeutung bringt moralische Semantik ins Spiel. Dabei geht es um die Bedeutung moralischer Begriffe oder Urteile: Sind moralische Urteile wahr oder falsch? Gibt eine moralische Diskussion Fakten an (Miller, 2013)? Kann sie das überhaupt? Die Antworten auf diese Fragen wirken sich direkt auf die Rechtfertigung moralischer Urteile aus und beeinflussen auch Theorien der normativen Ethik.

Im Allgemeinen versucht die Semantik, semantische und pragmatische Prinzipien hinsichtlich unseres Verständnisses moralischer Begriffe zu entwickeln (Düwell et al., 2011). Epistemologie ist das philosophische Gebiet, das sich mit Wissen, seiner Definition und Rechtfertigung befasst (Pritchard, 2016). Epistemische ethische Expertise bezieht sich auf die kognitive Fähigkeit, die theoretisches Wissen des Anwendungsbereichs einschließt (Weinstein, 1994). Wenn wir uns die Konzepte von Moral und Ethik aus epistemologischer Perspektive ansehen, stellen wir Fragen wie: Gibt es überhaupt so etwas wie moralisches Wissen? Können wir überhaupt wissen, ob unsere Handlungen richtig oder falsch sind? Gibt es Möglichkeiten, moralische Handlungen zu rechtfertigen? Wie sehen sie aus? Ob implizit angenommen oder explizit erklärt, mit Fragen wie diesen treffen wir Urteile über intrinsische Güte und reflektieren über die Natur der Dinge (McCloskey, 1969).

Die Frage der moralischen Psychologie befasst sich damit, was eine moralische Handlung motiviert (Jacobs, 2008) und mit den möglichen Verbindungen zwischen einer moralischen Handlung und der Motivation, diese Handlung auszuführen (Miller, 2013). Die moralische Psychologie kann für die Metaethik wichtig sein, indem sie einen Blick auf die betreffenden moralischen Phänomene ermöglicht und das Verständnis dafür verfeinert (Klenk & Hopster, 2020).

Die wichtigsten metaethischen Theorien unterscheiden sich in kognitivistische Theorien und nicht-kognitivistische Theorien (Miller, 2013). Im Allgemeinen behauptet der Kognitivismus, dass moralische Sätze wahrheitsfähig sind, während der Nicht-Kognitivismus argumentiert, dass diese Sätze weder wahr noch falsch sind und keine Propositionen ausdrücken. Hier soll kurz auf die Ansätze von Moore und Blackburn eingegangen werden. Moores starke kognitivistische Theorie besagt, dass gut undefinierbar ist und vielmehr ein intrinsischer Wert ist, der sich auf die Qualität des Guten in Dingen und Ereignissen bezieht (Moore & Baldwin, 2002; Sylvester, 1990). Daher kann es nicht in natürlichen Begriffen gemessen werden, sondern nur durch nicht-natürliche Eigenschaften (Miller, 2013).

Laut Moore sind moralisch vertretbare Handlungen solche, die nicht weniger Gutes verursachen als andere mögliche Alternativen. Der moralische Akteur erkennt, dass der moralische Wert oder die Richtigkeit einer Handlung durch ihre Konsequenzen bestimmt wird (Moore & Baldwin, 2002). Je genauer die faktischen Informationen sind, die dem Akteur zur Verfügung stehen, desto wahrscheinlicher ist es, dass der Akteur weiß, dass eine Handlung wahrscheinlicher die richtige ist als eine andere. Unser Wissen um moralische Wahrheit ist intuitiv und hängt davon ab, bestimmte moralische Aussagen als selbstverständlich anzuerkennen (Sylvester, 1990). Moralische Urteile gelten daher als wahrheitsfähig.

Blackburn betrachtet moralische Urteile als Ausdruck nicht-kognitiver Zustände wie Emotionen oder Wünsche, die nicht wahrheitsfähig sind, daher können moralische Urteile nicht wahr oder falsch sein (Miller, 2013). Moralität ist ein Ausdruck persönlicher Einstellungen und Vorlieben, eine Projektion von Eigenschaften auf Personen und Situationen, die sie nicht besitzen (MacIntyre, 2006). Blackburn geht davon aus, dass „bewertende Eigenschaften Projektionen unserer eigenen Gefühle sind“ (Blackburn, 1993), wobei Gefühle Emotionen, Reaktionen, Einstellungen und Empfehlungen bedeuten. Aber selbst wenn moralische Urteile nichts weiter als Projektionen unserer Gefühle sind, glauben wir, dass sie wahr oder falsch sein können, und sprechen so, als ob moralische Fakten existieren, auch wenn sie es nicht tun (Blackburn, 1993). Dies schließt moralische Urteile nicht vollständig aus, wir sind lediglich durch unsere Wünsche, Bedürfnisse und Freuden eingeschränkt, ähnlich wie unsere Sinne unsere Wahrnehmung der empirischen Welt um uns herum einschränken (Blackburn, 1984). Blackburn erklärt, dass wir auf Merkmale reagieren, die unser Leben gut oder schlecht machen, wie Ordnung, Verträge und Quellen der Stabilität. Die Reflexion führt zu Versprechen, Rechtschaffenheit, Verträgen und im Allgemeinen zu dem, was gut und richtig ist. Der Respekt vor Versprechen ist eine gute Einstellung, nichts weiter (Blackburn, 1984).

Nachdem wir die grundlegenden Kontexte hinter Moores und Blackburns metaethischen Theorien erarbeitet haben, wenden wir uns nun den drei Perspektiven zu. Aus den jeweiligen

Ansichten des starken Kognitivismus (Moore) und des quasi-realistischen Ansatzes (Blackburn) werfen wir nun einen Blick auf die drei Aspekte der Bedeutung, Erkenntnistheorie (Epistemologie) und moralischen Psychologie.

Bedeutung: Welche Annahmen treffen wir, wenn wir nach einer moralisch guten Option in der Informationswissenschaft fragen, und wie beeinflusst unser metaethischer Hintergrund unsere Argumentation? Moore behauptet, dass es nicht möglich ist, das Gute zu definieren, beginnend mit seiner Untersuchung der Frage „Was ist gut?“ mit einer Art Definition von „Definition“. Wenn wir über eine Definition sprechen, drücken wir oft die Bedeutung eines Wortes in anderen Worten aus, basierend auf der allgemeinen Verwendung eines Wortes. Aber Moore beschäftigt sich mehr mit der Entdeckung der Natur des Objekts oder der Idee, die er über das Wort „gut“ hat (Moore & Baldwin, 2002). Gut ist eine Vorstellung wie gelb: Es kann niemandem erklärt werden, der es nicht bereits kennt. Es ist möglich, eine Definition eines komplexen Objekts zu geben, indem man es auf seine einfachsten Bestandteile reduziert (zum Beispiel ein Pferd, indem man seine Eigenschaften beschreibt), die nicht mehr definierbar sind. Gut ist ein solcher einfacher Bestandteil, der selbst undefinierbar ist, aber ein Bestandteil bei der Erstellung von Definitionen ist (Moore & Baldwin, 2002). Es ist nicht möglich, belastbare – messbare – Aussagen zu machen, aber es besteht eine kausale Beziehung zwischen Handlungen und der Anwesenheit von Gut als Eigenschaft (Sylvester, 1990), was uns wiederum ermöglicht, Annahmen in unserer Forschung zu treffen. Blackburn behauptet hingegen, dass unsere Wörter keine natürliche Verbindung zu dem haben, was sie bedeuten. Es ist unsere Verwendung von ihnen, die ihnen Bedeutung verleiht (Blackburn, 1984). Hier unterscheidet er sich von Moore, da er sich nicht auf objektive Eigenschaften bezieht. Die Bedeutung von „gut“, laut Blackburn, ist nur eine Möglichkeit, unsere Diskussion zu vereinfachen. Unsere Überzeugungen über die Welt stammen aus unseren Sinnen und aus Informationen, die wir von anderen erhalten. Um unsere Überzeugungen in Kommunikation miteinander zu entwickeln, benötigen wir ein Vokabular, um festzustellen, ob unsere Quellen solche sind, die selbst die Wahrheit angemessen anzeigen (Blackburn, 1999). Aussagen über die Richtigkeit oder Falschheit von Handlungen („Es ist falsch, xyz zu tun.“) können dennoch eine Art „Wahrheitsgehalt“ haben.

Epistemologische Aspekte: Die Überlegungen, die hier vorliegen, haben alle epistemologische Annahmen über die Natur der Moral, moralisches Wissen und letztendlich das moralische „Gute“ gemacht. Dies kann durch die Wahl einer bestimmten Theorie geschehen, zum Beispiel der kantischen Ethik, die besagt, dass eine Handlung nicht nur wegen ihres Wertes, sondern um ihrer selbst willen getan werden sollte (Kant, 2013), indem sie implizit ein höheres Gut anerkennt, das in der Handlung selbst liegt. Man kann nicht davon absehen, grundlegende Annahmen zu treffen, also was Wissen ist, wie es erlangt werden kann und welche Form der Rechtfertigung für die Zustimmung erforderlich ist.

Darüber hinaus beeinflusst das Urteil über epistemologische Annahmen die Fähigkeit, Forschungsergebnisse zu diskutieren. Moore lässt uns keine Möglichkeit, ein moralisches „Gut“ zu messen, da es ein intrinsischer Wert ist. Moralisches Wissen existiert a priori, unabhängig von empirischen Beweisen. Wir sind nicht in der Lage, „gut“ zu definieren, aber unsere Intuition ist eine Möglichkeit, unser direktes kognitives Bewusstsein für den Wert in etwas auszuüben, das existiert. Wir können „gut“ lernen, indem wir Dinge erleben, die an sich „gut“ sind (Sylvester,

1990). Es ist ein praktischer Ansatz, der eine gewisse Bereitschaft voraussetzt, unsere anfänglichen Annahmen neu zu überdenken, um das inhärente „Gute“ in Handlungen und Ereignissen zu erkennen, ohne daraus Richtlinien abzuleiten. Falls wir diese Haltung für das Ergebnis ethikbezogener Forschung annehmen, selbst wenn es um Richtlinien dafür geht, wie man moralisch handeln soll, gibt uns Moore ein utilitaristisches Werkzeug an die Hand, um unsere Theorie zu unterstützen. Die Rechtfertigung liegt in der Behauptung, dass die Handlung mehr „Gutes“ bewirkt als jede andere verfügbare Handlung (Sylvester, 1990). Auf diese Weise können wir einen präskriptiven Ansatz mit der Möglichkeit eines wahrheitsfähigen Ergebnisses am Ende wählen. Blackburn hingegen lässt uns eine breitere Möglichkeit, verschiedene Ergebnisse unserer Forschung zu diskutieren, da es in unseren moralischen Urteilen keine „Wahrheit“ zu finden gibt. Handlungen sind richtig oder falsch, unabhängig davon, was wir darüber denken mögen; unsere Gefühle machen uns nur besser oder schlechter darin, zu schätzen, wie falsch es ist. Die Wege der Welt sowie unser moralisches Verständnis sind unabhängig von dem Normativen. Ethik geht um Praxis, um Entscheidungen und Handlungen und letztendlich um die Frage, was wir tun sollten. Unsere Ethik zeigt sich in unserem Cluster von Neigungen, verschiedene Entscheidungen und Gefühle zu fördern und auch zu entmutigen. Daher ist eine moralische Meinung der Ausdruck dieser Neigungen. In Anbetracht unseres Rahmens ist dies ein wichtiger Standpunkt, weil Blackburn den Fokus auf eine ethische Praxis legt. Die zuvor genannten Neigungen müssen diskutiert, hinterfragt, qualifiziert und gegebenenfalls abgelehnt und ersetzt werden (Blackburn, 1999).

Die **Moralpsychologie** ist der letzte Bereich und beschäftigt sich unter anderem mit der Frage, warum wir überhaupt moralisch handeln. Unsere Antwort darauf beeinflusst, wie wir ethische Theorien in der Informationswissenschaft anwenden – zum Beispiel, wie moralisches Verhalten angeregt werden kann und ob es überhaupt durch Motivation beeinflusst wird. Wenn man Blackburns Sichtweise folgt, sind moralische Aussagen nicht bloß rationale Überlegungen, sondern Ausdruck unserer Emotionen – also unserer Zustimmung oder Ablehnung bestimmter Handlungen. Das bedeutet: Wenn wir moralisch sprechen, bringen wir auch unsere Gefühle zum Ausdruck, die für unser Handeln motivierend sind. Moralische Begriffe sind in diesem Sinne mit Emotionen verknüpft, die unser Verhalten beeinflussen, und nicht bloß neutrale Überzeugungen ohne Wirkung auf unser Handeln (Dimmock & Fisher, 2017). Unsere Emotionen spielen eine entscheidende Rolle dabei, uns zu einem bestimmten moralischen Verhalten zu motivieren. Moore hingegen verlässt sich auf ein Gefühl der Pflicht, das uns zum moralischen Handeln motiviert. Pflicht wird als eine Handlung betrachtet, die dazu führen wird, dass im Universum mehr Gutes existiert als jede mögliche Alternative (Moore & Baldwin, 2002). Unter Berücksichtigung dieses Hintergrunds kann man versuchen zu verstehen, warum und wie ethische Entscheidungen getroffen werden und welche Kontexte als ethisch oder unethisch wahrgenommen werden.

7 Angewandte Ethik

Die Bezeichnung „angewandte Ethik“ stammt aus dem Englischen (applied ethics) und wurde etwa um 1950 geprägt. Sie bezieht sich auf einen spezifischen Teilbereich der Ethik, nicht auf die gesamte ethische Theorie. Diese Benennung mag zunächst irritierend wirken, besonders wenn man sie im Kontext der traditionellen philosophischen Einteilung in theoretische und praktische Philosophie sieht, da Ethik traditionell als Teil der praktischen Philosophie gilt, die sich mit handlungsbezogenen Fragen beschäftigt.



Trotz der scheinbaren Redundanz der Ausdrücke „angewandte Ethik“ oder „praktische Ethik“ wird damit nicht die gesamte Ethik umfasst, sondern lediglich ein bestimmter Bereich. Die angewandte Ethik unterscheidet sich von der theoretischen normativen Ethik durch ihren Fokus auf spezifische, praktische Fragen und Situationen, wie sie in der realen Welt auftreten, und versucht, ethische Leitlinien für konkrete Probleme zu liefern. Sie befasst sich beispielsweise mit Fragen der Medizinethik, der Umweltethik oder der Wirtschaftsethik. Die Unterscheidung zwischen theoretischer und angewandter Ethik dient dazu, die praktische Anwendung ethischer Überlegungen und Prinzipien auf reale Lebenssituationen hervorzuheben. Die „angewandte Ethik“ wird oft als Oberbegriff für eine Vielzahl spezifischer Bereichsethiken angesehen, wie beispielsweise Medizinethik, Wirtschaftsethik, Umweltethik oder Tierethik. Diese Bereichsethiken haben sich als eigenständige Subdisziplinen entwickelt und decken jeweils spezifische Anwendungsfelder der Ethik ab. Jedoch ist die Vorstellung, die angewandte Ethik lediglich als Sammlung dieser Bereichsethiken zu betrachten, problematisch.

- Erstens gibt es zwischen den Bereichsethiken thematische Überschneidungen und Verbindungen, die zeigen, dass ethische Fragen oft bereichsübergreifend sind und abstrakte, theoretische ethische Konzepte und Argumente erfordern. Beispielsweise berührt die Frage nach dem moralischen Status von Tieren sowohl tierethische als auch medizinethische Überlegungen.
- Zweitens könnte eine zu starke Betonung der einzelnen Bereichsethiken zu einer Spezialisierung führen, die langfristig die Qualität und Breite der Argumentation in der angewandten Ethik beeinträchtigen könnte. Dies könnte der philosophischen Tradition zuwiderlaufen, die darauf abzielt, über den Tellerrand spezifischer Fachbereiche hinauszudenken.
- Drittens ist unklar, was genau eine Bereichsethik ausmacht und welche Werke ihr zugeordnet werden sollten. Historische ethische Werke, wie Kants „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, behandeln zwar anwendungsbezogene Fragen und können daher als Beiträge zur angewandten Ethik angesehen werden, sind aber gleichzeitig grundlegend für die theoretische Ethik.

Auch alltägliche ethische Fragen, wie diejenige nach der Wahrhaftigkeit im zwischenmenschlichen Miteinander, sind für die angewandte Ethik von Relevanz, obwohl sie nicht direkt einer bestimmten Bereichsethik zugeordnet werden können. Daher scheint es, dass eine einfache Aufteilung in Bereichsethiken die Vielfalt und die Interdisziplinarität der angewandten Ethik nicht vollständig erfassen kann. Die angewandte Ethik zielt darauf ab,

Menschen in Situationen moralischer Unklarheit oder Unsicherheit zu unterstützen, um moralisch richtige Entscheidungen zu treffen. Diese Disziplin ist entstanden aus dem Bedürfnis, öffentliche Fehlentwicklungen kritisch zu hinterfragen und auf neue moralische Dilemmata zu reagieren, die beispielsweise in der Medizin entstanden sind. Moderne angewandte Ethiker mischen sich mit normativen, auf philosophischen Argumenten basierenden Vorschlägen in politische Debatten ein und nehmen Stellung zu konkreten moralischen Fragen in verschiedenen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontexten. Die angewandte Ethik knüpft an eine lange philosophische Tradition an, die bis in die Antike zurückreicht, und ist durch Autoren wie Seneca, Montaigne, Locke, Hume, Beccaria und viele andere repräsentiert, die sich mit konkreten moralischen Fragen auseinandergesetzt haben. Im Gegensatz zu Beiträgen zur theoretischen Ethik, die Anwendungsbeispiele oft nur zur Illustration nutzen, dient die Rückkehr zu theoretischen Überlegungen in der angewandten Ethik der Lösung konkreter praktischer Probleme. Die Besonderheit der angewandten Ethik liegt also nicht im Inhalt, sondern im spezifischen Erkenntnisinteresse: der praktischen Hilfestellung in moralisch unsicheren Situationen.

In der angewandten Ethik wird davon ausgegangen, dass verantwortliches Handeln auf der Entwicklung einer Art „moralischer Urteilstärke“ basiert. Diese ermöglicht Akteuren, Handlungen verantwortungsvoll zu begründen und zu rechtfertigen, indem sie relevante Gründe abwägen und auf Entscheidungssituationen anwenden. Das deduktivistische Modell reicht hierfür nicht aus, da es die Realität komplexer moralischer Entscheidungen nicht angemessen abbildet. In diesem Kontext werden angewandte Ethiker als Kundschafter betrachtet, die den Weg für verantwortungsvolle Entscheidungsfindung weisen, ohne autoritäre Vorgaben zu machen. Ihre Rolle ist es, Praktikern zu helfen, indem sie vor- und mitdenken, wie Handlungen verantwortet werden können, und dadurch einen Rahmen für reflektierte moralische Urteile bieten. Die angewandte Ethik fungiert nicht als ein Befehlsgeber, sondern als ein unterstützender Prozess, der hilft, die vielfältigen und oft konkurrierenden moralischen Perspektiven in praktische Überlegungen zu integrieren. Dabei ist die angewandte Ethik keine Autorität, die genau vorgibt, was richtig oder falsch ist, sondern ein Mittel zur Förderung des Verständnisses und der Anwendung ethischer Prinzipien in realen Situationen.

Die Aufteilung der Bereichsethiken reflektiert die Diversität und Komplexität gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Entwicklungen. Da sich die angewandte Ethik mit moralisch umstrittenen Fragen beschäftigt, die in der gesellschaftlichen Diskussion auftauchen, spiegelt ihre Struktur auch die Kontingenzen dieser Entwicklungen wider. Eine einheitliche oder allumfassende Systematisierung der Bereichsethiken scheint daher nicht nur schwierig, sondern aufgrund der Vielfalt der zu adressierenden Themen auch nicht zielführend.

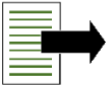
Traditionelle Aufteilungen wie Individual- versus Sozialethik decken die Komplexität moderner ethischer Probleme nicht vollständig ab. Viele Themen, die einst als rein individualethisch galten, sind heute Teil breiterer sozialer und politischer Diskurse. Daher versucht man, Bereichsethiken entlang wissenschaftlicher Disziplinen oder gesellschaftlicher Handlungsfelder zu definieren, wie etwa Medizin-, Technik-, Wirtschafts-, Medien-, oder Umweltethik. Diese Kategorisierungen reflektieren jedoch eher die historischen und gesellschaftlichen Kontexte ihrer Entstehung als eine systematische philosophische Einteilung.

Zudem sind die Grenzen zwischen den verschiedenen Bereichsethiken oft fließend. Beispielsweise überschneiden sich Technik- und Wissenschaftsethik zunehmend, da die Entwicklung von Technologie und Wissenschaft immer stärker miteinander verwoben ist. Ebenso ist die Unterscheidung zwischen Forschungsethik (die sich auf die moralischen Aspekte von Forschungsprozessen konzentriert) und einer breiteren Wissenschaftsethik (die die ethischen Implikationen wissenschaftlicher Ziele und deren Auswirkungen umfasst) nicht immer klar. In der modernen Ethikdiskussion spielt die Bioethik eine prominente Rolle, die ursprünglich als ethische Reflexion auf die Medizin begann, sich aber zunehmend auf weitere Themen wie Tier- und Umweltethik ausgeweitet hat. Doch auch hier gibt es Unklarheiten, da z. B. die Umweltethik sowohl belebte als auch unbelebte Natur betrifft. Eine systematische Aufteilung der Bereichsethiken kann bspw. von den zentralen menschlichen Handlungsbereichen ausgehen, wobei anzuerkennen ist, dass diese Bereiche ständigen Veränderungen unterworfen sind und sich neue ethische Herausforderungen ergeben. Trotz der Unschärfen und Herausforderungen in der Kategorisierung bleibt die angewandte Ethik ein entscheidendes Feld zur Auseinandersetzung mit den moralischen Fragen, die durch den gesellschaftlichen und technologischen Wandel aufgeworfen werden. Sie versucht, über die Grenzen der Wissenschaft und Gesellschaft hinweg, Orientierung zu bieten und kritische Reflexionen über menschliches Handeln zu fördern (Düwell et al., 2011; Neuhäuser et al., 2023; Stoecker et al., 2011; Werner, 2021).

In diesem Zusammenhang praktischer moralischer Überlegungen ist die digitale Ethik als „angewandte Ethik“ zu betrachten, da sie versucht, ethische Analysen zu erstellen, die zu Leitlinien für die praktische Anwendung führen (Öhman & Watson, 2019). Der Vorteil der angewandten Ethik oder der praktischen (normativen) Ethik liegt in ihrer mittleren Ebene: Sie ist abstrakter als eine strenge Richtlinie und konkreter als grundlegende Prinzipien wie die Tugendethik oder der kantische kategorische Imperativ (Paulo, 2021). Diese Merkmale der mittleren Ebene sind für Praktiker besonders wertvoll, da sie in Situationen, in denen ethisches Handeln erforderlich ist, Orientierung und die notwendige Handlungsfreiheit bieten. Um die Entwicklung dieser angewandten oder praktischen Ethik voranzutreiben, ist es wichtig, die theoretischen Grundlagen der (normativen) ethischen Theorien und die wesentlichen Problemfelder für die Anwendung in der Informationsgesellschaft zu untersuchen. Dieser Ansatz stellt sicher, dass die Grundlagen der moralischen Entscheidungsfindung sowohl in die Forschung als auch in die praktischen Bereiche der Informationsgesellschaft einfließen, um eine Orientierung für moralische Überlegungen zu bieten und Inkonsistenzen zu vermeiden (Blackburn, 2004; Hinman, 2016; Rachels & Rachels, 2015).

Spezifische Bereichsethiken, die für den Kontext der digitalen Ethik relevant sind, wie auch die digitale Ethik selbst, werden Sie in Lerneinheit 2 dieses Modules kennenlernen.

Exkurs



Medizinethik stellt ein gutes Beispiel für eine Bereichs- bzw. angewandte Ethik dar. Im Gesundheitswesen gibt es verschiedene Ansätze, moralisches Handeln zu gewährleisten. Einer davon besteht darin, Prinzipien zu untersuchen, die allgemeine Merkmale von Handlungen beschreiben, die sie moralisch richtig machen – das sogenannte „Georgetown Mantra“, das von Beauchamp und Childress an der Georgetown University entwickelt wurde. Kernaspekt sind die Prinzipien der Wohltätigkeit (das Gute tun), der Nicht-Schädigung (Vermeidung von Schaden), des Respekts vor Autonomie und der Gerechtigkeit. Ethische Probleme in der Gesundheitspraxis beinhalten oft Konflikte zwischen diesen Prinzipien. In anderen Fällen entsteht das moralische Problem über die Auslegung eines dieser Prinzipien.

Gerade in der Pflegeethik stellt das Patientenwohl einen wichtigen Pfeiler dar. Selbst wenn vereinbart wird, dass das Wohl des Patienten im Fokus der Fürsorge des Arztes bzw. des Pflegepersonals liegt, bleibt dennoch ein erheblicher Raum für Kontroversen. Zum Beispiel, was ist, wenn der Schutz des Patienten mit erheblichen Risiken für die Gesellschaft im Allgemeinen oder für bestimmte identifizierbare Personen, die keine Patienten sind, verbunden ist? Was ist, wenn die Interessen des Arztberufes denen des Patienten widersprechen? Ist es offensichtlich, dass der Arzt immer die Interessen des Patienten über die seiner Familie stellen sollte?



Abbildung 11: Panorama der Georgetown University – Tim – stock.adobe.com (Wingfield & D, 2007)

8 Literaturverzeichnis

- Andersen, S. (2005). *Einführung in die Ethik*. Walter de Gruyter GmbH & Co. KG.
- Aristoteles. (2017). *Aristoteles: Nikomachische Ethik*. Reclam.
- Blackburn, S. (1984). *Spreading the word* ([Reprinted] ed.). Clarendon Press.
<http://www.worldcat.org/oclc/716849609>
- Blackburn, S. (1993). *Essays in Quasi-Realism*. University Press.
- Blackburn, S. (1999). Is Objective Moral Justification Possible on a Quasi-realist Foundation? *Inquiry*, 42(2), 213-227. <https://doi.org/10.1080/002017499321552>
- Blackburn, S. (2004). *Ethics: A Very Short Introduction* ([Reprinted] ed.). Clarendon Press.
<http://www.worldcat.org/oclc/716849609>
- Damschen, G., & Schönecker, D. (2012). *Selbst philosophieren*.
<https://doi.org/10.1515/9783110265194>
- Dimmock, M., & Fisher, A. (2017). *Ethics for A-Level*. Open Textbook Library.
<https://doi.org/https://doi.org/10.11647/OBP.0125>
- Düwell, M., Hübenthal, C., & Werner, M. H. (2011). *Handbuch Ethik*.
<https://doi.org/10.1007/978-3-476-05192-9>
- Egger, R. (2021). *Mehr Menschlichkeit!* <https://doi.org/10.1007/978-3-658-35119-9>
- Ethikrat, D. (2023). *Mensch und Maschine – Herausforderungen durch Künstliche Intelligenz*. Berlin
- Fischer, R., & Ury, W. (1991). *Getting to yes. Negotiating without giving in*. Penguin Books.
- Fisher, R., Ury, W., & Patton, B. (2021). *Das Harvard Konzept*. Deutsche Verlags-Anstalt.
- Graham, J., Meindl, P., Beall, E., Johnson, K. M., & Zhang, L. (2016). Cultural differences in moral judgment and behavior, across and within societies. *Curr Opin Psychol*, 8, 125-130.
<https://doi.org/10.1016/j.copsyc.2015.09.007>
- Grimm, P., Keber, T. O., & Zöllner, O. (2019). *Digitale Ethik – Leben in vernetzten Welten*. Philipp Reclam Verlag.
- Habermas, J. (1987). *The Philosophical Discourse of Modernity*. Blackwell Publishers.
- Habermas, J. (2014). *The theory of communicative action: 1. Reason and the rationalization of society*. Wiley.
- Hämäläinen, N. (2016). *Descriptive Ethics*. <https://doi.org/10.1057/978-1-137-58617-9>
- Hinman, L. M. (2016). *Contemporary Moral Issues: Diversity and Consensus*. Routledge.
<http://www.worldcat.org/oclc/1306509169>
- Hübner, D. (2021). *Einführung in die philosophische Ethik*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jacobs, J. (2008). *Dimensions of Moral Theory*. John Wiley & Sons.
<http://www.worldcat.org/oclc/904819754>
- Kant, I. (2013). *Kritik der reinen Vernunft* (1. Aufl. ed.). marixverlag.
<http://www.worldcat.org/oclc/867211627>
- Kern, C. J., Noeltner, M., & Kroenung, J. (2022). *The Case of Digital Ethics in IS Research – A Literature Review ICIS 2022 Proceedings*. 10, Copenhagen.
https://aisel.aisnet.org/icis2022/soc_impact_is/soc_impact_is/10
- Klenk, M., & Hopster, J. (2020). Why Metaethics Needs Empirical Moral Psychology. *Crítica (México D. F. En línea)*, 52(155). <https://doi.org/10.22201/iifs.18704905e.2020.1193>
- Lillehammer, H. (2023). *The Trolley Problem*. <https://doi.org/10.1017/9781009255615>

- Luhmann, N. (1989). *Gesellschaftsstruktur und Semantik : Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. 3. Suhrkamp.
- MacIntyre, A. (2006). *The Tasks of Philosophy: Selected Essays*. University of Notre Dame.
- Mason, R. O. (1986). Four Ethical Issues of the Information Age. *MIS Quarterly*, 10(1).
<https://doi.org/10.2307/248873>
- McCloskey, H. J. (1969). *Meta-Ethics and Normative Ethics*. <https://doi.org/10.1007/978-94-011-9299-6>
- Mill, J. S., & Bentham, J. (2015). *Utilitarianism and Other Essays*. Penguin Books Ltd.
- Miller, A. (2013). *Contemporary metaethics*. Polity. <http://www.worldcat.org/oclc/1250382136>
- Moore, G. E., & Baldwin, T. (2002). *Principia Ethica* (Repr., transf. to digital print ed.). Cambridge Univ. Press. <http://www.worldcat.org/oclc/249002500>
- Nationen, V. (1948). *Resolution der Generalversammlung – 217 A (III). Allgemeine Erklärung der Menschenrechte*.
- Neuhäuser, C., Raters, M.-L., & Stoecker, R. (2023). *Handbuch Angewandte Ethik*.
<https://doi.org/10.1007/978-3-476-05869-0>
- Öhman, C., & Watson, D. (2019). Digital Ethics: Goals and Approach. In C. Öhman & D. Watson (Eds.), *The 2018 Yearbook of the Digital Ethics Lab* (pp. 1–7). Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-030-17152-0_1
- Paulo, N. (2021). Moral Disagreement in Theories of Practical Ethics. *Journal of Applied Philosophy*, 39(1), 148-161. <https://doi.org/10.1111/japp.12545>
- Pelton, L. E., Chowdhury, J., & Vitell, J. S. J. (1999). A Framework for the Examination of Relational Ethics: An Interactionist Perspective. *Journal of Business Ethics*, 19(3), 241-253.
<https://doi.org/10.1023/a:1005935011952>
- Pieper, A. (2017). *Einführung in die Ethik*. <https://doi.org/10.36198/9783838546964>
- Pleger, W. (2020). *Das gute Leben*. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-04980-3>
- Pritchard, D. (2016). *Epistemology*. <https://doi.org/10.1007/978-1-137-52692-2>
- Rachels, J., & Rachels, S. (2015). *The right thing to do* (Seventh edition ed.). McGraw-Hill Education. <http://www.worldcat.org/oclc/883510656>
- Raters, M.-L. (2020). *Ethisches Argumentieren*. <https://doi.org/10.1007/978-3-662-61764-9>
- Rawls, J. (1971). *A Theory of Justice*. The Belknap Press.
- Rossouw, D. (2008). Practising Applied Ethics with philosophical integrity: the case of Business Ethics. *Business Ethics: A European Review*, 17(2), 161-170. <https://doi.org/10.1111/j.1467-8608.2008.00529.x>
- Rudolf, B. (2018). *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte – Broschüre 70 Jahre Menschenrechte*. Berlin
- Scheler, M. (1916). *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Werteethik*. Verlag von Max Niemeyer.
- Schlagwein, D., Cecez-Kecmanovic, D., & Hanckel, B. (2019). Ethical norms and issues in crowdsourcing practices: A Habermasian analysis. *Information Systems Journal*, 29(4), 811-837. <https://doi.org/10.1111/isj.12227>
- Schönecker, D., Immanuel, I., & Kraft, B. (2016). *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*.
<https://doi.org/10.28937/978-3-7873-2878-9>
- Schüz, M. (2021). *Angewandte Unternehmensethik*. Pearson.

- Schwartz, S. H., & Bilsky, W. (1987). Toward a universal psychological structure of human values. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53(3), 550-562.
<https://doi.org/10.1037/0022-3514.53.3.550>
- Schweppenhäuser, G. (2021). *Grundbegriffe der Ethik*. Philipp Reclam jun. Verlag GmbH.
- Spiekermann, S. (2019). *Digitale Ethik*. Droemer. <http://www.worldcat.org/oclc/1099941457>
- Spiekermann, S., Krasnova, H., Hinz, O., Baumann, A., Benlian, A., Gimpel, H., Heimbach, I., Köster, A., Maedche, A., Niehaves, B., Risius, M., & Trenz, M. (2022). Values and Ethics in Information Systems. *Business & Information Systems Engineering*, 64(2), 247-264.
<https://doi.org/10.1007/s12599-021-00734-8>
- Stahl, T. (2013). *Metaethik – Eine Einführung*. Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG.
- Stirner, M. (1845). *Der Einzige und sein Eigentum*. Otto Wigand.
- Stoecker, R., Neuhäuser, C., Raters, M.-L., & Koberling, F. (2011). *Handbuch Angewandte Ethik*.
<https://doi.org/10.1007/978-3-476-05320-6>
- Sylvester, R. (1990). *The Moral Philosophy of G. E. Moore*. Temple University Press.
- Thompson, S. A. (2023). Making Deepfakes Gets Cheaper and Easier Thanks to A. I. *New York Times*. <https://www.nytimes.com/2023/03/12/technology/deepfakes-cheapfakes-videos-ai.html>
- Weinstein, B. D. (1994). The possibility of ethical expertise. *Theor Med*, 15(1), 61-75.
<https://doi.org/10.1007/BF00999220>
- Werner, M. H. (2021). *Einführung in die Ethik*. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05293-3>
- Wingfield, J., & D, B. (2007). *Pharmacy ethics and decision making*. Phramaceutcial PRes.

000 000 000 (00/22)

00000-0-00-S1

Alle Rechte vorbehalten
© 2022 FernUniversität in Hagen
Fakultät für Wirtschaftswissenschaften